

Werk

Titel: Die Ovahereó

Autor: Hahn, Josaphat

Ort: Berlin

Jahr: 1869

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?391365657_1869_0004 | LOG_0038

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

die beide zu der stark sich erhitzenden Hochebene des Issyk-Kul gewendet sind, — 11,500—12,000 russ. Fufs, dagegen für den Nordabhang des „Trans-Ilischen“ Alatau — 10,500—11,000 russ. Fufs, endlich für den Ssemiretschinskischen Alatau, d. i. Alatau der sieben Flüsse — 10,000 bis 10,500 russ. Fufs. Im Thian-Schan, namentlich in der majestätischen Gruppe des Chan-Tengri, hat der ewige Schnee weitausgedehnte Gletscher geschaffen, welche indess nicht unter 9000 Fufs hinabreichen, d. h. an der oberen Grenze der Alpensträucher Halt machen. So unwirthbar aber die Zone des ewigen Schnees ist und so wenig zugänglich dem Nomaden, der nur auf der Jagd hinter dem Wilde, das hier eine sichere Zuflucht sucht und findet, bis dahin vordringt, so wichtig ist sie, wie wir gesehen haben, dem Gebirgs-Bewohner und Anwohner, da nur dort, wo die helle Schneebinde das Haupt der Berggriessen krönt, im Ober- und im Unterlande der Nomade und der Ackerbauer die Bedingungen eines gedeihlichen Daseins vereinigt finden.

X.

Die Ovahereró.

Von Josaphat Hahn.

(Zweite Abtheilung.)

Wenn wir im Folgenden eine Charakteristik des Volkes der Ovahereró zu geben gedenken, so werden wir einerseits genöthigt sein, gleichsam als Rahmen zu dem zu entwerfenden Gemälde, einen kurzen geschichtlichen Abriss dieses Volkes zur allgemeinen Charakteristik desselben und zur Situation vorzuschicken und anderseits oft nicht umbin können, die hervorstechenden Eigenthümlichkeiten der Ovahereró dadurch besonders hervorzuheben, dafs wir dieses manchmal im Gegensatz zu denjenigen ihres nächsten Nachbarvolkes, der Namaqua, thun.

Es ist bekannt, dafs unter den Negerstämmen des Inneren Afrikas ein ewiger Kampf und Streit, ein ewiges Völkergedränge, man möchte sagen, eine ewige Völkerwanderung, stattfindet, wobei die einzelnen Nationen oft ihre nationale Existenz verlieren und gänzlich von der Erde verschwinden, oft aber auch unaufhörlich ihre Wohnsitze ändern, bis sie endlich, wohl Hunderte von Meilen von ihren ursprünglichen

Wohnsitzen, wie vom Sturme verschlagen, aus den Wogen des großen Völkermeeres auftauchen und auf eine Zeit lang wieder festen Fuß fassen. Wie räthselhafte Erscheinungen stehen solche Völker ihren neuen Nachbarn zur Seite; keiner weiß, woher sie kommen, sie selbst wohl ebenso wenig; oder es tauchen wenigstens nur dunkle Ahnungen, unbestimmte Erinnerungen von ihren Kämpfen, Wanderungen, von den vielen Völkerschaften, mit denen sie in Berührung kamen, unbewusst, aller historischen Färbung und Genauigkeit entkleidet in dunklen Sagen, in Märchen und sonstigen Erzählungen, in ihrem Aberglauben u. s. w. wieder auf. Solch ein räthselhaftes Volk ist auch dasjenige, mit welchem wir uns im Folgenden hauptsächlich beschäftigen wollen, das Volk der Ovahereró.

Vor etwa hundert Jahren kam vom Norden her ein mächtiges, schönes schwarzes Negervolk, reich an unermesslichen Rinder- und Kleinviehheerden und besetzte das oben beschriebene Land, das jetzige Land der Ovahereró, welches nördlich von den Wohnsitzen der Grofs-Namaqua und zwischen dem atlantischen Ocean und dem Ngamisee liegt. Es drängte jenes gelbfarbige häßliche Hottentotten- oder Namaquavolk, welches sich kurz zuvor dort niedergelassen hatte, nach dem Süden zurück und besetzte außerdem noch den nördlichen Theil des jetzigen Grofs-Namaqualandes bis hinunter zu den Quellen des Aub oder Fischflusses. Dies mächtige Volk, von welchem die Rede ist, war das Hirtenvolk der Ovahereró und Ovambandyerú. Vor dieser Einwanderung und der Besitznahme des jetzigen Hererólandes durch diese beiden Volksstämme gehörten jene an großen Hochebenen, aber auch an gewaltigen Bergmassen und Bergzügen reichen Gegenden theils den Namaqua, theils waren sie der Sitz eines räthselhaften Volkes, der schwarzen Bergdamras oder Haukoin d. h. „rechte Menschen“ und der Buschmänner oder Saan, auch Aunin d. h. „Spitzen“ genannt. Von dem südlichen Theile des Hererólandes, dem Zwachaubgrunde, kann man es mit voller Bestimmtheit behaupten, daß es früher von den Namaqua und den beiden andern Völkern bewohnt wurde, weil sich noch an manchen Stellen des Landes die großen Steinhaufen der Heizeeibib-Gräber finden. Mit diesen Gräbern hat es nämlich folgende Bewandniss. Heizeeibib ist ein Nationalheld der Namaqua, an dessen Person sich noch viele Sagen und Erzählungen anknüpfen, in denen sich viel Menschliches und Uebermenschliches über ihn vereinigt. Es ist jedoch mehr als fraglich, ob Heizeeibib, wie Manche vermuthen, die Gottheit der Namaqua ist. Diese mythische Person soll oftmals gestorben und wieder auferstanden sein. Große Steinhaufen an vielen Orten des Landes bezeugen seine Grabstätten, die dadurch entstehen, daß jeder Namab, Aunib und Haukoib im Vorbeigehen auf solch eine Stelle oder

Grab entweder einen Stein oder irgend einen andern Gegenstand wirft. Solche große Steinhaufen findet man oft an Stellen, wo weit und breit keine Steine sind, woraus man schliessen kann, daß dieselben von den Leuten von weit her mitgenommen werden. Es wäre wirklich der Mühe werth — leider ist es bis jetzt noch nicht geschehen —, alle Sagen von Heizeebib zu sammeln, denn diese bilden zusammen wahrscheinlich ein großes Nationalepos der Namaqua oder wenigstens die Fragmente dazu.

Bei der Einwanderung der Ovahereró wurden die Aunin zum Theil nach den Mündungen des Zwachaub und Kuisib, theils nach den nordöstlichen und nördlichen wasserarmen aber grasreichen Ebenen gedrängt, die zwischen dem occupirten Lande und den Ngamigegenden liegen und eine Fortsetzung der Kalehariwüste bilden. Ein Theil der Haukoin oder Bergdamras dagegen zog sich mit den Namaqua nach Süden zurück und verband sich seitdem auf's engste mit diesen. Die Namaqua nahmen ihrerseits das Bündniß mit solcher Wärme und Innigkeit auf, daß es den Bergdamras bald allzu lästig wurde; denn das anfängliche Band der Freundschaft verengte sich nur zu bald zum Nachtheil der Haukoin zu dem der Knechtschaft, obwohl gesagt werden muß, daß diese Knechtschaft nicht überall und immer die drückendste war. Der größte Theil der Bergdamras oder Haukoin indessen floh mit wenigen Aunin oder Buschmännern auf die fast unzugänglichen, sehr ausgedehnten, weidenreichen gewaltigen Berplateaus, von denen schon in der vorhergehenden Abhandlung über das Land der Ovahereró ausführlich die Rede war. — Bei einiger Wachsamkeit der Flüchtlinge waren diese natürlichen Bergfesten für die Hereró und Bandyerú uneinnehmbar. Von diesen aus fügten die Bergdamras den mächtigen Eroberern manchen empfindlichen Schaden zu. Alle Augenblicke machten kleine Abtheilungen der kühnen Bergbewohner Ausfälle in die Ebenen, fielen über die Heerden her, raubten Vieh und flohen dann zurück auf die hohen Berge, von deren steilen Felswänden herab sie die Verfolger verhöhnten, die auch nie weiter als bis zum Fusse derselben sich heranwagten. Einige herabgerollte Granitblöcke wären dazu geeignet gewesen, eine napoleonische Armee in Schach zu halten, geschweige denn einen Haufen verhältnißmäßig so ungeübter Krieger wie die der Hereró und Bandyerú. — Die beständigen Fehden zwischen den Hereró und Bergdamras haben seitdem bis auf die neueste Zeit fortgedauert, wo sie endlich aufgehört zu haben scheinen.

Merkwürdig ist die Erscheinung, daß die Bergdamras, sowohl diejenigen, die mit den Namaqua nach Süden zogen, als auch die anderen, die getrennt von den Namaqua und ihren übrigen Stammesverwandten

auf den Hochplateaus des Hererólandes hausten, ganz die Sprache der Namaqua angenommen haben. In den nachfolgenden Kriegen zwischen den Hereró und Namaqua stellten sich stets die schwarzen Bergdamras auf Seiten der gelben Namaqua trotz ihrer unverkennbaren Verwandtschaft mit den Ersteren; denn die Bergdamras sind wie die Hereró ein Negervolk und es sind unzweifelhafte Anzeichen dafür vorhanden, daß sie früher vor ihrer Berührung mit den Namaqua auch eine Negersprache geredet haben.

Wie schon bemerkt wurde, sind die Ovahereró (Hereró) und Ovambandyerú (Bandyerú) als ein und dasselbe Volk anzusehen. Die beiden Stämme unterscheiden sich eigentlich nur durch einige äußerst geringe dialectische Verschiedenheiten. Als sie das Land besetzten, theilten sie sich in das eroberte Gebiet in der Weise, daß die Hereró sich in dem westlichen, nach der Seeküste zu gelegenen, die Bandyerú dagegen in dem östlichen, bis zum Ngamisee hin sich erstreckenden Theile niederließen. Wir können jedoch mit „Hereró“ die gesammten Hereró und Bandyerú bezeichnen, weil die letzteren durch die späteren Kriege mit den Namaqua fast ganz und gar vernichtet worden sind, und deswegen kaum in Betracht kommen können.

Ueber die frühere Geschichte der Hereró und Bandyerú, über den Ausgangspunkt ihrer Wanderungen etc. läßt sich nicht Vieles mit voller Bestimmtheit sagen; zumal da sie selbst nur wenig, fast gar nichts, darüber zu erzählen wissen. Man ist indessen neuerdings durch Forschungen ihren Wanderungen und ursprünglichen Heimathssitzen einigermaßen näher auf die Spur gekommen.

Wenn man die Hereró selbst fragt, woher sie gekommen sind, antworten sie stets: „aus dem Norden“, weiter wissen sie nichts anzugeben. Diese Aussage der Hereró erscheint auch um so glaubhafter, wenn man sieht, in welchem lebhaften Verkehr die Hereró mit ihren nördlichen Nachbarn, den Ondónga und Ovambó stehen. Durch die Entdeckung des Ngamisee's und die Reisen Livingstone's von der Ost- nach der Westküste Südafrika's ist man der ursprünglichen Heimath der Hereró und Bandyerú noch näher auf die Spur gekommen. Man weiß jetzt, daß am nördlichen Ufer des Zambesi, verhältnißmäßig nicht weit von der Ostküste Südafrika's, westlich von den Matabele, unter dem 18. Grade südlicher Breite ein an Heerden sehr reiches Volk, die Batoka genannt, seine Wohnsitze hat, welches, soweit bis jetzt bekannt ist, eine dem Otyihereró (Hererósprache) sehr ähnliche, wenn nicht dieselbe, Sprache redet. Ebenfalls findet sich eine auffallende Aehnlichkeit und Uebereinstimmung im Aussehen, den Sitten und Gebräuchen jener Batoka mit denen der Hereró und Bandyerú.

Es ist nun wohl mehr als wahrscheinlich, daß die Hereró und Bandyerú nur einen kleinen Theil einer großen Nation bilden und ursprünglich mit den Batoka vereint ihre Wohnsitze in jenen bezeichneten Gegenden unter dem 17. Breitengrade hatten, daß sie ferner mit einem sehr großen Theile ihrer Stammesverwandten und vielleicht unter einem und demselben Collectivnamen aus irgend einem Grunde, sei es aus Wanderlust, oder, was wahrscheinlicher ist, durch Bewegungen im Innern veranlaßt, sich von den Batoka getrennt haben oder von dort verdrängt sind und in ostwestlicher Richtung Südafrika in seiner ganzen Breite durchzogen haben. Unterwegs müssen sich, worauf wir nachher wieder zurückkommen werden, eine Anzahl Stämme im Innern des Landes nördlich und nordwestlich vom Ngamisee an den Ufern der dort fließenden größeren Ströme niedergelassen haben. Die übrigen Stämme zogen dagegen weiter nach Westen und stießen ungefähr unter dem 17. Grade südlicher Breite bei Benguela auf die Ackerbau treibenden Bunda-Stämme, und es ist mehr als Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden, daß der bei Weitem größere Theil von ihnen sich dort niederliefs und sich theilweise mit den dortigen Stämmen verschmolz. Die Barundu z. B., von den Hereró Va-rundu-miti d. h. „Baumkletterer“ genannt, und die Vanano, die beide südöstlich von Benguela, nördlich vom Kunéne, d. h. wörtlich: „am Großen“ oder „am Großflufs“, wohnen, scheinen mit den Hereró der Sprache und den Sitten nach sehr nahe verwandt zu sein. Es führen z. B. beide genannten Völker mit den Hereró und Bandyerú dasselbe Nationalzeichen; die oberen Zähne sind ausgefeilt in der Form einer umgekehrten römischen Fünf (A).

Daß der Hauptzug sich in jenen Gegenden niederliefs, ist in neuester Zeit durch Reisen Anderssons nach Okavango und noch bestimmter durch eine spätere Reise des Missionars Hugo Hahn im Sommer 1866 nach dem Kunéne festgestellt worden, indem Letzterer besonders genaue Erkundigungen über eine mächtige Nation nördlich vom Kunéne unter dem Collectivnamen „Ovatyimba“ eingebracht hat, welche nicht nur eine und dieselbe Sprache mit den Ovahereró redet, sondern auch diese als Namensbrüder bezeichnet und sie sehr gut zu kennen scheint.

Nachdem der Hauptzug der Ovatyimba, denn dies scheint früher der Collectivname für die ganze ausgewanderte Nation gewesen zu sein, sich nordöstlich von Benguela niedergelassen hatte, scheinen sich die beiden Stämme der Hereró und Bandyerú von dem Hauptstamme abgezweigt zu haben. Diese beiden Stämme zogen nun nach Süden an Benguela vorbei und umgingen die Ovambó zwischen der Meeresküste und den Ongandyerá; dann kamen sie südlich in das Kaoko-Gebiet, wo sich jetzt noch ganze Stämme der Hereró aufhalten. Es muß

sich also damals ein Theil von ihnen dort niedergelassen haben; die übrigen dagegen drangen weiter nach Süden vor in das Land, welches sie jetzt noch besitzen. Hiernach haben die Hereró ganz Recht, wenn sie, wie früher gesagt wurde, aus dem Norden zu kommen behaupten.

Solche Völkerwanderungen im Kleinen sind, wie zu Anfang angedeutet wurde, im afrikanischen Völkerleben nichts Ungewöhnliches. Man denke z. B. unter anderen an die Dyaga, welche auch Afrika von Osten nach Westen durchzogen; an die Mantate oder Basuto, welche ursprünglich am Ngamisee wohnhaft zuerst nach Süden vordrangen, darauf wieder ihre alten Stammsitze aufsuchten, bis sie schliesslich wieder im Süden bei den Kaffern dauernd ansässig wurden; endlich an die Matabele oder Amazulu, an die Makololo u. s. w., welche ähnliche Wanderungen gemacht haben.

Unter einem gemeinsamen Oberhaupte scheinen die Hereró und Bandyerú niemals gestanden zu haben, ebensowenig wie dies bei den Batoka und Ovatyimba der Fall ist. Dafs sie ursprünglich aus dem Osten gekommen sind, wird noch dadurch bestätigt, dafs vor etwa 15 Jahren sehr alte Leute am Ngamisee noch erzählten, ein grosses Volk, zu welchem auch die Hereró und Bandyerú gehörten, sei vor längerer Zeit aus dem Osten zum Ngamisee gekommen und von da nach Westen weitergezogen. Ueberdies haben neuerdings Reisende und Elephantenjäger nordwestlich vom Ngamisee an den Ufern des von Andersson entdeckten Okavango-Stromes reiche, mächtige und unabhängige Hereróstämmen, wie sie behaupten, aufgefunden, welche sich auf jener Wanderung durch Südafrika in den dortigen Gegenden, wie früher schon bemerkt wurde, niedergelassen haben müssen. Man hat nach dem Gesagten nicht im Mindesten Grund, an der Richtigkeit der Aussagen jener Reisenden zu zweifeln. Ferner kennen die am Ngamisee lebenden Bayeye und Bakoba, sowie die später eingewanderten Betschuana's die Hereró sehr gut; sie haben mit den breiten Spiessen und den furchtbaren Kirri's (Keulen) der Letzteren in früheren Zeiten schon sehr unangenehme Bekanntschaft gemacht. Als nämlich die Hereró und Bandyerú sich im jetzigen Hererólande eben niedergelassen und sich mit ihren gewaltigen Viehheerden fast bis zum Ngamisee hin ausgebreitet hatten, machten die Ovatyaóna, denn so nennen die Hereró die Betschuanen, verschiedene Versuche, ihre neuen Nachbarn zu verdrängen und sie ihrer Heerden zu berauben. Nach einigen Rachezügen hin und her drangen die Ovatyaóna bis „Okahándya“ oder „Schmelen's Hope“ vor, wo es zu einer grossen und blutigen Schlacht kam. Das Resultat derselben war, dafs die Ovatyaóna mit blutigen Köpfen zurückgewiesen wurden und seitdem nie wieder die Hereró angegriffen haben. Dies sind die Hauptmomente aus der früheren Ge-

schichte der Ovaheréro, ehe ihr Name den Europäern bekannt wurde, die wir in Erfahrung bringen konnten.

Da von nun an die Geschichte der Hereró mit derjenigen ihrer südlichen Nachbarn, der Namaqua, unzertrennlich zusammenfällt, wollen wir, ehe wir fortfahren, den weiteren Verlauf derselben mitzutheilen, einen kurzen Rückblick auf den Ursprung und die frühere, ebenso räthselhafte Geschichte der Namaqua werfen.

Die ursprünglichen Wohnsitze der Namaqua waren südlicher von den jetzigen gelegen; sie nahmen die jetzige Kapcolonie bis zur südlichsten Spitze Afrika's ein. Es fragt sich jedoch, ob die Namaqua die Ureinwohner jener Gegenden waren. Jedem irgendwie aufmerksamen Beobachter muß es sehr auffallend erscheinen, daß ein durch Sprache, Physiognomie, Gliederbau, Hautfarbe, Charakter u. s. w. so vollständig von seinen Nachbarn verschiedenes Volk ganz einsam an der äußersten Spitze Süd-Afrikas zwischen Negervölkern förmlich eingekleidet seine Wohnsitze hatte. Wenn man hinzunimmt, daß die Namaqua selbst sich durchaus nicht für Autochthonen halten, sondern sich als Fremdlinge betrachten, kann man nicht länger zweifeln, daß sie eingewandert sein müssen. Aber woher?

Die Namaqua selbst erzählen, es sei in grauer Vorzeit ein „schwimmendes Haus“ d. h. Schiff, dort gelandet, wo jetzt die Kapstadt ist. Aus diesem Schiffe seien mehrere Menschen mit Rindern und Schafen an's Land gestiegen und hätten sich dort niedergelassen, und von jenen Menschen stammten sie, die Namaqua, ab. Wenn man einer solchen Sage ein Moment von Wahrheit zusprechen darf, so würde der Kern dieser Erzählung darauf zu beziehen sein, daß die Namaqua zur See eingewandert sind. Jedenfalls glauben wir mit vollem Recht hier ganz davon absteht zu müssen, diese Erzählung auf die alttestamentliche Sündfluthserzählung und die Arche zurückzubeziehen, was von anderen Seiten so gern geschieht. Daß die Namaqua zur See eingewandert sind, dafür spricht auch die Beschaffenheit der Südspitze Afrika's; denn nichts ist natürlicher, als daß man bei irgend einer Umschiffung des Kap's gerade an einer so hervorragenden und günstig gelegenen Stelle anhielt, um dort eine Niederlassung zu gründen. Es fragt sich aber nun wieder, wann das Kap von einem Kulturvolke umschifft sein sollte, und wie seitdem von einer dort angelegten Kolonie ein ganzes Volk hervorgegangen sein konnte. Es mußte jedenfalls in sehr früher Zeit geschehen sein. Bekanntlich hat auch eine Umschiffung Afrika's schon in sehr grauer Vorzeit stattgefunden, Herodot erzählt von einer solchen, die allen Glauben verdient.

In dem vierten Buche seiner Geschichte, c. 42, erzählt Herodot von den Thaten und Unternehmungen des ägyptischen Königs Necho,

der etwa gegen Ende des siebententen Jahrhunderts vor Christo lebte. Dieser faßte den Plan, die Landenge von Suez in der Richtung vom Nil zum Rothen Meere zu durchstechen, um auf diese Weise die Schifffahrt im Mittelländischen Meere mit derjenigen im Rothen Meere in Verbindung zu setzen. Als jedoch sein Plan an der fortwährenden Versandung des Kanals scheiterte, versuchte er die beabsichtigte Verbindung auf eine andere, nicht minder großartige Weise, durch eine Umschiffung Afrika's, herzustellen. Deshalb rüstete Necho eine Expedition aus unter Leitung von Phönicern mit dem Auftrage, vom arabischen Busen aus in südlicher Richtung stets der Ostküste Afrikas entlang zu segeln und durch die Säulen des Herkules nach Aegypten heimzukehren. Die Expedition ging ab und traf nach drei Jahren auf dem vorgeschriebenen Wege in Aegypten wieder ein. Beweis genug dafür, daß ihnen die Umschiffung gelang. Aber noch mehr wird diese durch Erzählung von der Fahrt selbst bestätigt. Im Herbste, so wird erzählt, wenn die Vorräthe geschmolzen waren, stieg man an's Land und bestellte den Acker, wartete die Ernte ab und fuhr dann weiter mit neuen Vorräthen. So seien sie an das entgegengesetzte Ende von Libyen (am Kap) angelangt. Da aber habe sich eine seltsame Erscheinung gezeigt; als sie sich nämlich westwärts gewandt hätten, habe die Sonne, nachdem sie zuvor im Osten aufgegangen sei, nicht wie sonst zur Linken südwärts herum ihre Tagesbahn vollendet, sondern sie habe Mittags ihnen zur Rechten, also nach Norden gestanden. Herodot selbst hält dies für eine Fabel und erklärt deswegen ganz treuherzig, das könne man anderen weis machen, er glaube nicht daran. Bei unserer fortgeschrittenen Himmelskunde weiß jeder, daß es nicht anders sein konnte, natürlich mußte aber den ägyptischen und phönicischen Seefahrern jene Veränderung im Stande der Sonne höchlich auffallen. Daß es aber bei der damaligen beschränkten Himmelskunde nicht möglich war, eine derartige Erzählung zu erfinden, wenn sogar Herodot, der in einer viel späteren Zeit lebte, dieselbe für unmöglich hält, liegt auf der Hand ¹⁾).

Bei jener Umschiffung Afrikas, die wir als unbedingt wahr annehmen müssen, und die ohne Zweifel in ägyptischer Großartigkeit ausgerüstet war, ist es gewiß nicht zu kühn anzunehmen, daß die Phönicier ihrer Gewohnheit gemäß unterwegs Kolonien angelegt haben, wozu ihnen die Beschaffenheit der Südspitze Afrikas eine besonders günstige Gelegenheit bot.

¹⁾ Die Literatur, in welcher die Beweisführung für die Umsegelung Afrika's unter Necho dargethan wird, ist eine ziemlich reichhaltige. z. B. Junker, Die Umschiffung Libyens durch die Phöniker, in den: *Jahrb. f. Philologie. Suppl. VIII.* 1848. S. 356. X. S. 141 u. s. w.

Für die Abstammung der Namaqua von den Aegyptern spricht aber noch ein anderes entscheidendes Moment. Wir wollen hier ganz absehn von der vorhin erwähnten Namaqua-Sage, ebenso von der hellen Hautfarbe und den beiden hervorstechendsten Charakterzügen: sehr große Intelligenz verbunden mit großem Unternehmungsgeiste und grenzenloser Hochmuth, die beide Völker mit einander gemein haben. Die vergleichende Sprachforschung ist es, die in neuester Zeit den sichersten Beweis für die enge Verwandtschaft beider Völker geliefert hat. Der bekannte Sprachforscher Dr. Bleek in der Kapcolonie, der sein Hauptaugenmerk hauptsächlich auf die südafrikanischen Sprachen und insonderheit auf die Namaqua-Sprache gerichtet hat, weist nach, daß die letztere aufs engste mit der koptischen (neu-ägyptischen) verwandt sei. Er will sogar gefunden haben, daß die Namaqua-Sprache sich in ihrem grammatischen Bau reiner erhalten hat, als die koptische. In wie weit aber seine Vermuthung, daß die Namaqua mitten durch Afrika vom äußersten Norden bis zur südlichsten Spitze hindurch gewandert sind, die richtigere ist, lassen wir dahingestellt. Die Beweise, die er bisher für seine Ansicht gebracht, sind nach unserer Meinung durchaus nicht zwingender Art, sondern lassen sich wenigstens zum großen Theil mit der unsrigen in Einklang bringen; doch würde es uns zu weit führen, wollten wir hier weiter darauf eingehn. Jedenfalls aber steht es auch bei ihm fest, daß die Namaqua von den Aegyptern abstammen und eingewandert sind.

Die Namaqua bildeten schon ein sehr zahlreiches Volk, als sie zum ersten Male mit den Europäern am Ende des 15. Jahrhunderts in Berührung kamen. Die ersten Europäer, welche das Kapland und somit die Namaqua kennen lernten, waren die Portugiesen, aber diese machten sich nicht viel aus dem Lande, denn sie hatten ihr Auge hauptsächlich auf Indien mit seinen Schätzen gerichtet. Den Portugiesen folgten die Holländer, welche die Kapcolonie mit Beschlag belegten und die Kapstadt gründeten (1652). Viele Auswanderungslustige aus den Niederlanden und vertriebene Hugenotten aus Frankreich theilten sich in das Land und wurden Boers genannt. Im J. 1795 nahmen die Engländer, die damals mit Holland um die Herrschaft zur See stritten, die Kapcololonie in Besitz, die zwar durch den Frieden von Amiens (1802) für wenige Jahre den Holländern zurückgegeben wurde, durch die Capitulation vom 10. Januar 1806 aber wieder der britischen Herrschaft überliefert wurde.

Das Schicksal der Eingeborenen war unterdessen kurz folgendes. Die Namaqua waren gerade kein sehr sauberes und fleißiges, aber doch ein sehr gutherziges und kluges Volk und ohne Zweifel die recht-

mäßigen Besitzer des Landes. Aber wie die Völker Europas nie darnach gefragt haben, ob sie ein Recht auf die fremden Gebiete jenseit der Meere haben oder nicht, so hatten sie auch hier gleich kurzen Proceß gemacht und ohne viele Umstände das Land in Besitz genommen. Die Art, wie sie es machten, ist überall und zu allen Zeiten ziemlich dieselbe gewesen. Erst behandelten sie die erstaunten und arglosen Eingebornen aufs freundlichste, lockten sie mit Korallen, Flitterwerk und allerlei Tand an sich; dann setzten sie sich an einem festen Platze fest, forderten von den Eingebornen allerlei Dienste, und wenn diese nicht gehorchen wollten, redeten sie mit ihnen durch Flinten und Kanonen, schließlic enthronten sie die eingeborenen Fürsten und Häuptlinge, setzten andere ein oder machten sich selbst zu Herrschern und beraubten die Unterthanen ihrer Güter und ihrer Freiheit.

Die Namaqua setzten sich den Holländern, denn diese waren ihre eigentlichen Unterdrücker, zur Wehr, und es entspann sich ein Krieg, der fast vierzig Jahre dauerte. Die durchaus nicht unkriegerischen und feigen Namaqua wehrten sich dem durch Waffen weit überlegenen Feinde gegenüber mit dem größten Heldenmuth und Erbitterung. Es war ein blutiger und grausamer Krieg. Wir wollen die entsetzlichen Grausamkeiten, die die Holländer an den unschuldigen Eingeborenen begingen, übergehn. Mit dem Ende des Krieges gingen keineswegs die Leiden der unglücklichen besiegten Namaqua zu Ende, sie begannen vielmehr jetzt erst. In Folge dieser Sklaverei versank das einstmals so mannhafte und gutherzige Volk in dumpfes Hinbrüten, in grenzenlosen Haß und Mißtrauen gegen alle Weißen und zum Theil auch in sklavische Feigheit bis auf den heutigen Tag.

Der bei weitem größte Theil der Namaqua wanderte nach Norden und liefs sich im jetzigen Groß-Namaqualande, aber auch südlich vom Gariap (Orange-Strom), im Klein-Namaqualande nieder. Andere zogen sich scheu in die Wüsten Afrikas, besonders in die Kalehariwüste, bis zu den Ovambó's und nördlich vom Ngamisee zurück, und führten bis auf den heutigen Tag ein wildes „Buschmannsleben“; diese bilden heute die so tief gesunkene und weit und breit zerstreute Nation der „Buschmänner“. Der geringere Theil blieb zurück in schmachtvoller Knechtschaft.

Die gelben Namaqua sammt ihren östlichen Nachbarn, den Kaffern, und ihren nördlichen Nachbarn, den Betschuanen, beide schwarze Negervölker, waren nicht die einzigen Eingeborenen, die um das Kapland umher wohnten. Die Boers hatten zur Bestellung ihrer Felder und zur Beaufsichtigung ihres zahlreichen geraubten Viehes sehr viel

Gesinde nöthig; die Zahl der Namaqua oder „Hottentotten“ oder „Peper-Koppe“ (Pfefferköpfe) — zwei Spitznamen, welche die Boers ihnen beilegte —, war bei weitem nicht hinreichend, und bei den häufig wiederkehrenden Empörungen waren die Namaqua immerhin unzuverlässige Dienstleute. Deshalb hatten die Boers seit längerer Zeit Negerklaven eingeführt, namentlich von Mozambique; auch muhamedanische Malaien hatten sie angekauft. Als jedoch die Engländer das Land eroberten, wurde der Sklavenhandel zwar verboten, aber die nach dem Buchstaben des Gesetzes freien Namaqua wurden nun durch die raffiniertesten Mittel und zum Theil durch die Gesetzgebung selbst an die Leibeigenschaft gefesselt. Dabei führten die Boers ein zügelloses Lasterleben, und es entstand auf diese Weise im Laufe der Zeit eine neue eigenthümliche Mestizenrace, schlechthin Bastarde genannt, die europäische Väter und Namaquamütter hatten. Diese neu entstandene Race ist äußerlich kaum von den Namaqua zu unterscheiden. Dennoch wollen Einige, ohne ihrer Einbildung Gewalt anzuthun, die Portraits der afrikanisch-holländischen Aristokratie in ihr wiedererkennen. Uebrigens ist nicht zu verkennen, daß diese Bastards entschieden ein gut Theil europäischen und holländischen Charakters geerbt haben, worauf sie sich auch nicht wenig einbilden.

Da die Bastards sich ungemein schnell vermehrten, wurde bald eine Auswanderung nöthig, und es entstanden zwei mächtige Staaten von Bastards im Nordosten der Kapcolonie am oberen Laufe des Gariep oder Orange-Stromes: die Koranna's und Griqua's. Nach Norden jenseits des unteren Laufes des Gariep zogen auch ganze Bastardstämme, deren Häuptlinge oder „Capitaine“, wie sie sich am liebsten nennen, holländische Namen trugen, wie z. B. „Jonker Affrekander“, „David Christian“, „Paul Goliath“, „Willem Zwartbooï“, „Willem Fransmann“ u. s. w., und so hatten manche alte und achtbare Boersfamilien wenigstens das Verdienst, durch ihre Namen zur Veredlung der Eingeborenen mitgewirkt zu haben. Diese Bastards, welche nach dem Grofs-Namaqualande auswanderten, wurden zum Unterschiede von den reinen Namaqua, welche das Land schon inne hatten, „Orlam's“ genannt. Die eigentliche Bedeutung dieses Wortes ist zweifelhaft. Vielleicht ist Orlam eine Verdrehung des holländischen Wortes „o'erland“, d. h. „überland“ und bedeutet mithin das Volk, welches „über Land“ gezogen ist. Im Gegensatz zu den Orlam's werden die ursprünglichen reinen Namaqua sehr oft „Topnaars“ genannt: „die Ersten“, „die Spitzen“, „die Höchsten“, oder die, welche am weitesten vorgedrungen oder zuvörderst in das Grofs-Namaqualand eingewandert sind. Nach einer anderen Erklärung soll Orlam ein Spottnamen sein, den die holländischen Boers den Bastard-Namaquas gaben, die sich

mühsig auf ihren Ländereien umhertrieben. Das Wort bedeutet eine unfruchtbare Schaafmutter, ein Geschöpf, welches weder zur Zucht noch zum Mästen taugt, kurz ein verächtlicher Gegenstand, der keinen Nutzen abwirft. Alles ist indessen relativ, denn was diese Orlam's in den Augen der Boers waren, dafür gelten die eigentlichen Namaqua oder Topnaar's jetzt in den Augen der Orlam's. — Zwischen dem eigentlichen Namaqua, Hottentott oder Topnaar und dem Orlam und Buschmann ist im Grunde gar kein specifischer Unterschied, was auch hierüber schon gesagt und geschrieben sein mag. Der Topnaar-Namaqua ist einfach der etwas civilisirtere Buschmann, gerade wie die Orlam's dasselbe rohe Material unter einem etwas höheren Grade von Politur darstellen. Nicht allein in Physiognomie und Sprache sind sie ein und dasselbe Volk, sondern die übrigen Namaquastämme erhalten oft Zuzug von den Buschmännern. Bei ihrem Eintritt in einen der größeren Stämme verlieren die Buschmänner ihren Namen „Saan“, wie sie sonst von den Namaqua genannt werden¹⁾. Doch genug hiervon. Wir geben nun in möglichster Kürze einen Ueberblick über den Verlauf der Kämpfe zwischen diesen beiden räthselhaften Nationen, die durch ein seltsames Geschick aus weiten Fernen zusammengeführt zu sein scheinen.

Nachdem der erste Schreck vor den mächtigen Fremdlingen verflogen war, griffen die Namaqua bald störend in das harmonische, arglose Zusammen- oder vielmehr Nebeneinanderleben der friedlichen Hirtenstämme der Ovaheréro ein. Den Zankapfel zu den nun folgenden, unablässigen Raubangriffen der Namaqua und den Rachezügen der Hereró boten die Heerden der Letzteren dar. (Um Irrthümer zu vermeiden, bemerken wir, daß die Bezeichnung „Namaqua“ als Collectivname für die reinen Namaqua oder Topnaar's, sowie für die Bastard-Namaqua oder Orlams gebraucht wird.) Der Heerdenreichthum der Hereró war in der That ein unermesslicher; mancher von ihnen hatte nicht weniger als circa zehntausend Rinder und Kleinviehheerden in gleichem Verhältniß. Kein Wunder daher, wenn

¹⁾ Der englische Südafrika-Reisende Galton, der erste, der im Jahre 1850 in Begleitung von Andersson bis zu den Ovambó vordrang, spricht sich in seinem Reisetagebuche ganz in unserem Sinne über diesen Punkt aus, der der Gegenstand so mancher Irrthümer und Verwechslungen gewesen ist und noch ist. Kurz und treffend, wenn auch etwas drastisch, faßt er das Resultat seiner Auseinandersetzung in den Worten zusammen: „Wenn ich daher sage: Orlamhottentott oder Buschmann, so muß ich ganz dasselbe gelbe, plattnasige, wollhaarige, mausende Individuum meinem gütigen Leser vor die Seele heraufbeschwören, das sich nur durch Schmutz, Widrigkeit und Nacktheit, je nach dem eben angedeuteten Ausdrücke, unterscheidet, wobei der allerhöchste Punkt des Maßstabes ein Wesen ist, das sich an Sonn- und Galatagen respectabel zu kleiden im Stande ist und etwas lesen und schreiben kann, der niedrigste Punkt: ein regelmäfsiger Wilder“.

diese fast unglaubliche Menge Viehs die Habgier, und die Schönheit des verlorenen Gebietes die Sehnsucht nach demselben in den Namaqua erweckte. Namentlich wurden diese zu ihren Bestrebungen, sich in den Besitz beider zu setzen, ermuthigt, als sie durch ihre Verbindung mit der Kapcolonie den Gebrauch der Feuerwaffen kennen gelernt hatten. Vierzig bis fünfzig Jahre hindurch mit nur wenigen Unterbrechungen mochten diese Raufereien, denn von regelrechten Kriegen kann nicht die Rede sein, in afrikanischem Phlegma stattgefunden haben, ohne in ein bedeutsames Stadium getreten zu sein, als endlich ein bedeutenderes Ereigniß einen Wendepunkt herbeiführte und einen regelrechten Krieg, oder besser gesagt, einen Racenkampf im eigentlichsten Sinne des Wortes heraufbeschwor.

Ungefähr um das Jahr 1825 verbündeten sich die mächtigsten Namaquastämme zu einem gemeinsamen heimlichen Angriff gegen einen reichen Hereró Stamm, der am westlichen Ende des Ounguati-Gebirges seinen Wohnsitz hatte. Die Ueberrumpelung der arglosen Hereró gelang fast vollständig. Es entwickelte sich ein blutiges Treffen, welches zum Nachtheil der an Zahl und Bewaffnung schwächeren Hererókrieger ausgefallen wäre, wenn nicht die Frauen und Jungfrauen der Hereró, welche dem Kampfe zugeschaut hatten, im entscheidenden Momente wie Furien unter die Kämpfenden sich gemischt und die beschämten Krieger zu neuer Standhaftigkeit angefeuert hätten¹⁾. Kurz, die Namaqua wurden geschlagen, und eine ganze Anzahl mächtiger Hereróstämme drang kurz darauf in das Grofs-Namaqualand ein und eroberte dasselbe zum grofsen Theil während eines verzweifelten Kampfes von circa 10 Jahren. Wiederum trat nun ein Wendepunkt für diesen Racenkampf ein. — Zu den im Norden des Grofs-Namaqualandes unterliegenden Namaquastämmen drang gerade in jener Zeit der grófsten Noth die Kunde von einem mächtigen, jungen und ehrgeizigen Orlam-Kapitain an den Ufern des unteren Laufes des Gariep, Namens Jonker Affrekander. Dieser Affrekander war entschieden der grófstes Namaqua seiner Zeit. An Scharfsinn, diplomatischer Gewandtheit, Herrscherwürde und kühnem Unternehmungsgeist kam ihm keiner seiner Zeitgenossen unter den Namaqua gleich. Seinen Stamm hatte er ganz nach europäischem Muster, soweit es die Verhältnisse erlaubten, organisirt. Seine Kriegsschaar bestand aus Reiterei und Fußvolk, und beide Waffengattungen waren vollständig mit Feuergewehren versehen

¹⁾ Ein sehr schöner Zug, der uns unwillkürlich an die passive Mitwirkung der Frauen und Jungfrauen an den Kämpfen unserer altgermanischen Vorfahren, wovon Tacitus berichtet, erinnert.

und trefflich darauf eingeübt¹⁾). Dieser Jonker Affrekander, der zu jener Zeit wegen seiner kühnen Unternehmungen nach allen Seiten hin nicht nur im Grofs-Namaqualande, sondern auch in der ganzen Kapcolonie das größte Aufsehen erregte, wurde von den nördlichen Namaqua um Hülfe angerufen. Diesem Rufe konnte Jonker's Ehrgeiz nicht widerstehn. Jonker zog nach dem Norden seinen bedrängten Landsleuten zu Hülfe und griff mit diesen vereint mit seiner tapferen und wohlorganisirten Schaar die Hereró mit unwiderstehlicher Gewalt an. Die Hereró leisteten zwar den tapfersten Widerstand, konnten aber nichts gegen die überlegenen Feinde ausrichten und verloren in der Zeit von etwa acht Jahren das von den Namaqua eroberte Gebiet südlich vom Kuisib. Im Jahre 1842 kam endlich durch Vermittelung zweier Rheinischer Missionare, Hugo Hahn und Kleinschmidt, ein Friede zwischen den beiden kämpfenden Parteien zu Stande. Doch war derselbe nicht von langer Dauer. Schon im Jahre 1844 griff Jonker Affrekander unter irgend einem nichtssagenden Vorwande, auf Antrieb von nichtsnutzigen europäischen Händlern — wie überhaupt dieser Abschaum der europäischen Bevölkerung der Kapcolonie in der Folgezeit stets die niederträchtigste Rolle gegen die Hereró und die ihre Sache vertretenden Missionare spielte — die Hereró wieder an und bekämpfte jeden einzelnen Stamm nach der Reihe mit dem besten Erfolge. Dieses Manöver wurde ihm dadurch ermöglicht, daß sämtliche Hereróstämme, die, was bereits erwähnt worden ist, unter keinem gemeinsamen Oberhaupte standen, im Laufe der Zeit in Zwispalt gerathen waren und sich unter einander aufs erbittertste befehdeten. Der Zankapfel, um den sich diese inneren Streitigkeiten drehten, waren wiederum die unermesslichen Viehherden der Hereró. Jonker und die übrigen Namaqua hatten jetzt, wie man sich denken kann, ein leichtes

¹⁾ Jonker Affrekander (oder Afrikaner) stammte aus einer alten Häuptlingsfamilie der Namaqua. Sein Vater, Jager Affrekander, diente mit seinem Stamme einem holländischen Boer, Namens Pinaar, an den Ufern des Elefantenflusses in der Capcolonie. Da der Boer die Weiber des Stammes in Abwesenheit der Männer auf's Schimpflichste mißhandelt hatte, kündigte ihm Jager eines Tages den Gehorsam auf. Des Boers Antwort darauf war, daß er diesen mit einem wuchtigen Fausthiebe besinnungslos zu Boden schmetterte. Der Boer griff nun zu seiner Flinte, um seinem Gegner noch den letzten Rest zu geben, wurde aber in seinem Vorhaben gestört, indem Jagers Bruder Piet, der noch zu rechter Zeit herbeieilte, ihm eine Kugel durch den Kopf jagte. Dies geschah gegen Ende des vorigen oder ganz zu Anfang dieses Jahrhunderts. Jager zog sofort mit seinem Stamme ab und siedelte sich mit demselben am nördlichen Ufer des Gariep oder Orangeffusses an und wurde bald der Schrecken der ganzen Umgegend, bis er sich schließlicly mit seiner ganzen Familie von dem bekannten Missionar Moffat taufen liefs und den Namen Christian Affrekander annahm. Sein Nachfolger wurde sein eben erwähnter jüngster Sohn, Jonker, durch einen Gewaltakt oder Staatsstreich, wenn man es so nennen will.

Spiel mit ihren Gegnern. An Mordgier und Grausamkeit übertrafen diese Raubzüge alle Begriffe, die man sich davon machen kann. Ganze Hereróstämme wurden bis auf den letzten Mann vom Erdboden vertilgt, und Grausamkeiten an Weibern, Kindern und Greisen fielen vor, gegen deren Beschreibung sich jede Feder sträuben würde.

Nur ein Hereróhüptling, Namens Kahityene d. h. „Blitz“ oder „Wetterleuchten“, verdient hier erwähnt zu werden, weil er mit einer seltenen Liebe zu seiner Nation beseelt, in uneigennütziger Weise sich derselben opferte, indem er trotz vielfacher Anfeindungen von Seiten seiner Landsleute, den Namaqua eine Zeit lang wirksamen Widerstand leisteten. Kahityene war dem Jonker an Intelligenz und diplomatischer Gewandtheit mindestens gewachsen, an Charakter, Würde und Entschlossenheit entschieden überlegen. Dieser griff Jonker an und besiegte ihn, schenkte demselben jedoch, obwohl er ihn bis auf den Tod haßte, aus übergroßem Edelmuth das Leben, weil er einst bei Jonker Gastfreundschaft genossen hatte. Doch dieser Edelmuth Kahityene's wurde die Ursache seines eigenen Verderbens. Jonker Affrekander, der jene Niederlage niemals vergessen konnte, schloß heimliche Bündnisse mit mehreren verrätherischen Hereróhüptlingen gegen Kahityene. In einer und derselben Nacht wurden sämtliche Dörfer des Letzteren von den Feinden heimlich überfallen. Kahityene selbst wurde auf Okahándya von Jonker umzingelt und angegriffen. Ein schreckliches Blutbad wurde unter den Hereró, die nach keiner Seite hin entfliehen konnten, angerichtet; nur Kahityene wagte es mit einer kleinen tapferen Schaar sich in die Reihen der Feinde zu stürzen und war der Einzige, dem es gelang, sich Bahn zu brechen und zu entkommen. Er ahnte nicht, daß in derselben Nacht sein ganzer Stamm vernichtet war, und daß Frau und Kinder sich in der Gefangenschaft befanden. Als er hiervon Nachricht erhielt, raffte er seine letzten Mannschaften auf und griff mit der kleinen Schaar und in Begleitung seines einzigen ihm übrig gebliebenen Sohnes die Feinde an. Während des Kampfes verließen ihn aber seine Krieger, und er selbst fiel mit seinem tapferen Sohne nach heldenmüthiger Gegenwehr.

Mit dem Fall Kahityene's war das Schicksal der Hereró entschieden. Der ganze südliche Theil, der am meisten bevölkerte des Hererólandes, mit Ausnahme des zu der Missionsstation Otyikángo gehörigen Gebietes, wurde in kurzer Zeit unterjocht und verfiel einer drückenden und grausamen Sklaverei unter den Namaqua. Tausende von Hereró entzogen sich dieser Knechtschaft durch die Flucht zu den Ondóna und Ovambó im Norden, wo sie, freundschaftlich aufgenommen, eine neue Heimat fanden. — Dieser traurige Zustand der vollständigen Zerrüttung und Verarmung (denn die großen Viehheerden

waren in die Hände der Sieger übergegangen) währte bis zum Jahre 1863. Zum Ruhme der Hereró sei es gesagt, daß ihr nationales Selbstgefühl, welches schon ganz erloschen schien, durch jene Knechtschaft um so stärker und reiner wieder erwachte. Im Jahre 1863 erhoben sich die südlichen Hereró Mann für Mann gegen ihre Unterdrücker unter Anführung eines kühnen Häuptlings, Namens Kamahareró, der das erste Signal zum Aufstande gab. Es kam zu einem verzweifelten Kampfe, der bis auf den heutigen Tag noch nicht endgültig entschieden ist. Unter Leitung des bekannten, im vergangenen Jahre (1867) verstorbenen Südafrika-Reisenden Charles Andersson und des englischen Elephantenjägers Green, erfochten die Hereró einen glänzenden Sieg nach dem andern. Da Andersson aber in Folge des Verlustes eines Beines durch eine feindliche Kugel gezwungen war, im Jahre 1865 das Land zu verlassen und Green sich auf Reisen begab, concentrirten sich die Hereró bis dato auf Otyimbingué, der Station des vorhin erwähnten Missionars Hugo Hahn, unter dessen Rath und Einfluß die Hereró seitdem mit demselben günstigen Erfolge den Krieg in mehr defensiver Weise fortführen. Die Namaqua griffen zwar viermal diesen Platz mit bedeutender Uebermacht an, wurden aber jedesmal mit großen Verlusten zurückgewiesen. Der letzte Ueberfall von Seiten der verbündeten Namaqua fand im December 1867 unter Anführung eines Engländers mit fünfzehnhundert wohlbewaffneten Namaquakriegern statt. Dennoch wurden diese, trotzdem daß der Missionar nur 150 Mann entgegenzustellen hatte und die Station vollständig überrumpelt war, nach einem fast zwölfstündigen Gefechte in die Flucht geschlagen und eine Woche darauf fast völlig vernichtet.

Das wichtige Resultat dieses, obwohl noch nicht völlig beendigten Krieges ist, daß die Freiheit der Hereró jetzt fest begründet ist, und daß die Namaqua durchaus keine Aussicht haben, jemals wieder die Unterdrücker der Hereró zu werden. Ferner läßt sich nicht verkennen, daß die Letzteren die Namaqua an Kultur und Intelligenz überflügelt haben und in Zukunft wahrscheinlich eine geistige und moralische Herrschaft über diese ausüben werden. Zu diesem geistigen und moralischen Aufschwunge der Hereró hat die Mission und ganz besonders die durch den Missionar Hugo Hahn in den letzteren Jahren eingeführte Colonisation des Landes durch Europäer, die unter seiner Leitung stehen, einen entscheidenden Theil beigetragen, indem durch die letztere Unternehmung der demoralisirende und barbarisirende Einfluß der weißen Händler im Lande vollständig gebrochen ist. Die voraussichtlich bald bevorstehende engere Verbindung der Walfischbai an der Südwestküste des Hererólandes mit der Kapstadt, zum Theil durch die wahrscheinlich baldige Eröffnung der reichen Kupferminen

im Lande, wird die kulturhistorische Entwicklung der Hereró, nach aller menschlichen Berechnung, in ein neues und günstiges Stadium treten lassen¹⁾.

¹⁾ Nach den neuesten Nachrichten soll die Regierung am Cap endlich ein Kriegsschiff nach der Walfischbai zur Unterstützung der Hereró und der dortigen Colonisation abgesandt haben, um dem leidigen Racenkampf endlich ein Ende zu machen und, wie wir hoffen, um durch Besitzergreifung des Landes geordnete Verhältnisse daselbst einzuführen.

Wir erlauben uns im Anschluß an die vorstehende Anmerkung noch Einiges auf Grund späterer Nachrichten über den augenblicklichen Stand der Dinge im Hererólande hinzuzufügen. Nach dem letzten, oben berichteten Ueberfalle von Otyimbingué haben sich die Verhältnisse vollkommen anders gestaltet, als man allgemein erwarten und hoffen durfte. Es sei gestattet, hier einiges aus dem letzten Briefe unseres Vaters, des Missionars Hugo Hahn, in welchem er die augenblickliche Sachlage schildert, wörtlich anzuführen. „Die Hereró gaben sich einer trägen Ruhe hin, und so geschah es, daß auch dieser Sieg gar nicht ausgebeutet wurde und die Namaqua Zeit hatten, sich vom Schrecken zu erholen. Jan Affrekander (Jonker's Sohn und Nachfolger) schrieb mir, er wolle keinen Frieden mit den Hereró. Wir Weißen sollten fort, oder sollten die Hereró drängen, von Otyimbingué fortzuziehen, damit sie sich mit ihnen, ohne meine Mithilfe, wo anders schlugen. Jacobus Bovis schrieb mir auch und ergoß sich in Schmähungen gegen mich. Nach einiger Zeit vernahmen wir, daß sich die Namaqua auf Rehoboth sammelten und, da ich jenen Beiden eine abschlägige Antwort geschickt hatte, Otyimbingué auf's Neue überfallen wollten. Eine bedenkliche Bewegung machte sich in Folge dessen unter den Hereró bemerkbar; ich möchte sie eine heidnisch-reactionäre nennen. Die Zauberer hatten schon lange rumort, der alte Katyamahá, Kamahareró's Vater, der auf Okahandya begraben liegt, rufe seinen Sohn und sei über ihn ungehalten, daß er ihn so einsam liegen ließe. Er habe aus Zorn darüber im vorigen Jahre so wenig regnen lassen und aus demselben Grunde seien so viele Hereró bereits auf Otyimbingué gefallen. Dies war eine bloße List der reactionären Partei, um Kamahareró meinem Einflusse zu entziehen und selbst über ihn zu verfügen“. — Die List gelang auch, und Kamahareró siedelte mit seinem Stamme nach Okahandya über. — „Alle verließen uns, und nur die Getauften harrten bei uns aus. Da ich aber diese wegen der großen Dürre nicht alle beköstigen konnte, schickte ich die meisten von ihnen nördlich zum Owaruru-Flusse, um dort Getreide zu bauen. Unterdessen traf uns die Nachricht, daß Jacobus Bovis mit einem Haufen Namaqua uns überfallen wolle, sich aber zuvor nach der Bai gewandt, Green und Palgrave und andere Weiße angefallen und theils getödtet habe. So war es denn auch, und ein Spion von Jacobus Bovis, der in unsere Hände fiel, bestätigte es. An der Walfischbai hatte die Räuberhorde mein Packhaus angegriffen und meinen Agenten Iverssen getödtet. — So saßen wir hier, etwa nur 30—40 Mann stark. In aller Eile befestigte ich den Platz durch Mauern und legte sie so an, daß eine möglichst kleine Zahl von Leuten sie vertheidigen konnte. Alle überflüssigen Häuser, Hecken und Zäune wurden niedergebrannt, damit die Feinde keinen Schutz dahinter finden sollten. Einige Weiße schlossen sich uns an. Nachts wurde regelmäßig Wache gehalten und alle möglichen Vorsichtsmaßregeln getroffen. Einige Zeit darauf ließ Kamahareró alle Weißen im Lande hier zusammenberufen und kam selbst zu einer Besprechung. Kamahareró machte eine Menge Verheißungen, was er zum Schutze der Weißen thun und wie er die Namaqua vertreiben wolle etc. etc. Diese waren hoch erfreut, aber ich kannte Kamahareró besser und dämpfte ihre Freude, indem ich ihnen die Versicherung gab, daß Kamahareró von alle dem, was er verheißt, nichts halten würde. So ist es denn auch wirklich gewesen. Ich sah deutlich, wenn wir nicht andere unvermuthete Hilfe erhielten, uns nichts übrig blieb, als daß wir Weißen mit den farbigen Colonialen und den getauften Hereró uns zusammenschaarten und uns

Dies zur Orientirung über die geschichtliche Vergangenheit und Gegenwart der Ovaherero. Wir wenden nun unsere Aufmerksamkeit

nördlich bis zu den portugiesischen Besitzungen durchschlugen. Die Weissen stimmten alle diesem Plane bei, so schwierig auch die Ausführung erschien. Natürlich mußte dies mit Zurücklassung fast unserer sämtlichen Habe geschehen, die allein auf Otyimbingué (Gebäulichkeiten etc. mit eingerechnet) auf circa 30,000 £ Sterling taxirt werden kann. — Begleitet von mehreren Europäern verließ ich Otyimbingué und ritt nach Ameib, um die Rehobother für uns zu gewinnen und sie davon abzubringen, mit den Feinden ein Bündniß zu schließen. Unterwegs erfuhren wir, daß in der Walfischbai ein englisches Kriegsschiff eingelaufen sei, dessen Mannschaft begierig sei, unsere Feinde anzugreifen, aber nicht wüßte, wo dieselben seien. Die Hauptsache war nun für uns, mit dem Kriegsschiff eine Verbindung herzustellen, und ich liefs Kamaharero wissen, er möge sich beeilen, sein Wort zu erfüllen und Leute zu schicken, die mit Green und Palgrave nach der Bai gehen könnten, weil die Gegend zwischen der Bai und hier noch immer unsicher sei. Doch erhielt ich anstatt dessen einen kläglichen Brief, daß er sich vor den weissen Kriegern fürchte, sie möchten zu ihm kommen und sich mit ihm berathen. Bei den Rehobothern (einem neutralen Namaquastamm) war es jetzt leicht, sie von einem Bündnisse mit Jacobus Bovis abzubringen. Sie waren nun willig genug, Alles zu thun, was ich verlangte. Ich rieth daher Palgrave und Green mit den Rehobothern nach der Bai zu gehen, aber das wollten sie nicht. Die Folge davon war, daß das Kriegsschiff, nachdem es lange gewartet, wieder absegelte. Die Besatzung hatte erst einen Versuch gemacht, herzukommen, weil es ihnen aber an allen Transportmitteln fehlte und die Mannschaft mit Munition und Proviant überladen war, konnte sie nicht über die berühmte Naarib-Wüste zwischen der Walfischbai und dem Zwachaub kommen und kehrte unverrichteter Sache wieder um. In Scheppmannsdorf wollten sie mit Piet und seinen Leuten kurzen Proceß machen, was auch das Beste gewesen wäre, unterließen es jedoch auf die Bitten des Missionars Egerts hin, der diese Namaquabande für unschuldig an dem Morde Iverssens hielt, obwohl Piet das Gewehr des Ermordeten im Besitz hatte. Es ist ein Jammer, daß die Bestrafung auf diese Weise unterblieb, denn die Umkehr der Engländer wird von den Namaqua als Feigheit ausgelegt, und sie sind jetzt frecher als zuvor. — Zu spät machte sich Palgrave schliesslich auf den Weg zur Bai, wohin ihm Green mit einer kleinen Bedeckung folgte. Dagegen benutzte Ersterer die Gelegenheit, mit einem anderen Fahrzeuge nach dem Cap zu reisen, um dem Gouverneur eine von 147 Weissen im Hereróland unterschriebene Petition einzureichen. — Unterdessen haben die Hereró ein Commando gegen die Namaqua ausgesickt, von welchem nur zu berichten ist, daß sie wenig ausrichteten, weil die Namaqua überall flohen. Nur an einigen Stellen kam es zu Gefechten. Die Hereró sollen an 80 Namaqua getödtet haben. Ich halte es für Uebertreibung. So lange seitens der Regierung nichts Entscheidendes geschieht, bleibt unsere Lage noch immer nicht beneidenswerth. Alle, die jetzt auf dem Platze sind, werden von uns unterhalten, was uns ungeheuer viel kostet. Thun wir es nicht, so können sie nicht bleiben, und wir müßten dann alles im Stich lassen, und so bleibt uns keine Alternative. — Sobald Sicherheit für die Station da ist, gedenke ich nach dem Cap zu gehen, theils um meiner zerrütteten Gesundheit willen, theils weil es gewünscht wird, daß ich meine Ansichten abgeben soll, wie man in diesem Lande die Ruhe herstellen und erhalten könne, was ich übrigens bereits in einem längeren Schreiben ausgeführt habe. Bin ich im Cap, dann kehre ich vielleicht nicht wieder in's Hereróland zurück. Ich bin es recht müde.

Wir sind jetzt kaum besser daran als früher, obwohl die Namaqua im Großen und Ganzen doch ihre Bedenken haben werden, etwas gegen uns Weisse zu unternehmen. — Von den Ovambó war eine große Anzahl hier, die Elfenbein und andere Sachen verhandelten. Wie sie sagen, soll der berühmte Namaqua-Räuber-

der specielleren Charakteristik dieses Volkes zu, wie sie sich mehr äußerlich in ihrer Lebensweise, ihren äußeren Einrichtungen, Sitten und Gebräuchen etc., sowie in mehr geistiger Weise in ihren Fähigkeiten, ihren Lebensanschauungen, socialen Verhältnissen, religiösen Vorstellungen, Sagen, Märchen und Fabeln etc. kund thut.

Die Hereró sind, wie die meisten Volksstämme Südafrikas, ein Hirtenvolk. Ihre Viehheerden bilden, oder bildeten vielmehr, ihren Hauptreichtum. Diese Viehheerden verdienen um so mehr mit einigen Worten erwähnt zu werden, als sie einen mächtigen Einfluss auf die Lebensweise und den Charakter der Hereró ausüben. — Die Hereróschafe tragen merkwürdiger Weise keine Wolle, dagegen haben sie dicke Fettschwänze, die ein sehr vortreffliches Schmalz liefern, welches für die Europäer meist die Butter vertritt und sehr schmackhaft ist. Diese Fettschwänze sind übrigens nicht so enorm dick, wie oft gefabelt wird. Obwohl oft 10 Pfund schwer und darüber erschweren dieselben weder den Schafen das Gehen, noch werden sie, wie man sogar in Naturgeschichtsbüchern lesen kann, in kleinen Karren nachgeschleppt. Nachts werden Schafe und Ziegen, wie auch die Rinder in sogenannte „Kraal's“ (eine holländische Bezeichnung für Hürde) getrieben, welche aus Aesten von dornigen Bäumen gebildet werden, indem die stacheligen Kronen nach außen gekehrt werden, um wilde Thiere abzuwehren. — Die Hereró-Ochsen unterscheiden sich sehr von der europäischen Race. Sie haben einen stark entwickelten Knochenbau, sind aber nicht besonders fett; die Extremitäten sind schlank, die Klauen klein, hart und stark. Wegen dieser Eigenschaften werden die Hereró-Rinder vielfach zu Reit- und Zugochsen abgerichtet und leisten als solche vorzügliche Dienste, besonders da sie auch sehr ausdauernd sind. Das Haar derselben ist kurz, glatt und glänzend, und das Ende des Schwanzes hat ein Büschel langen und sehr buschigen Haares, welches fast die Erde berührt. Dieser Haarbüschel ist eine Hauptzier

hauptmann, der bis zu ihnen vorgedrungen war, vergiftet sein. — Wie die Weissen mich wissen lassen, wollen sie, falls die Regierung nichts zu ihrem Schutze thut, das Land verlassen. Ohne Schutz kann die Mission auch nicht gedeihen und wir müßten dann auch fort. — Soeben schickt mir Kamahareró Nachricht, daß eine Partie Betschuanen bei ihm sei, um ein Bündniß mit ihm zu schließen. Er will sie zu mir schicken.“ Soweit der Brief, der von Anfang September 1868 datirt ist. Wir fügen nur noch hinzu, daß die englische Regierung auf Veranlassung Se. Majestät des Königs von Preußen hin, dem die berichteten Vorfälle durch eine Deputation der Rheinischen Missionsgesellschaft vorgelegt wurden, sowie durch eine directe Petition an den Lord Stanley bewogen, energische Mafsregeln zu Gunsten der Europäer im Hererólande in jüngster Zeit in Aussicht gestellt hat. Zu bedauern ist nur, daß die letzte Ministerkrise in England die Ausführung jener Mafsregeln voraussichtlich auf einige Zeit verzögern dürfte.

an den Assagai's der Hereró. Die Hörner sind das merkwürdigste am Hornvieh. Ihre Länge ist fast unglaublich, denn man trifft oft Ochsen, deren Hörner an den Spitzen 7—8 Fufs von einander abstehn. Die Hereró bestimmen auch meistens den Werth ihrer Rinder nach der Gröfse der Hörner. — Die Kühe geben wenig Milch, höchstens 2—3 Kannen täglich, und wenn die Kälber sterben oder entfernt werden, geben sie gar keine mehr. Man greift dann zu künstlichen Mitteln, um Milch zu gewinnen. So stopft man z. B. die Haut eines Kalbes mit Heu oder Gras aus und stellt dieses nachgemachte Kalb so hin, daß die Kuh damit in Berührung kommen muß. Dies Verfahren verursacht manchmal ganz lächerliche Auftritte, denn während die Kuh ihren vermeintlichen Sprößling liebkost, wittert sie auf einmal das Gras oder Heu, steckt das Maul durch ein Loch in die Haut und verzehrt mit gutem Appetit den Inhalt. — Wie fast bei allen Stämmen in Süd-Afrika kommen auch bei den Hereró ihre Heerden dem Werthe nach gleich nach Weib und Kind. Die Rinder sind das Lieblingsthema in den Gesprächen und Gesängen der Hereró; sie sind sein Abgott. Hieraus läßt sich die ganz merkwürdige, fast unglaubliche Fähigkeit der Hereró, sich auf Ochsen zu besinnen, die sie auch nur einmal gesehn haben, erklären. Mit der größten Sicherheit findet der Hereró zwischen Hunderten von Ochsen die seinigen heraus, und wenn es auch nur ein einziger wäre, den er Tags zuvor gekauft. Kommt seine Heerde von 5—700 Ochsen, oder noch mehr, von der Weide nach Hause, so wird der Hereró, mag sie auch noch so lange ausgeblieben sein, sofort merken, nicht nur, ob ein Ochse fehlt, sondern auch welcher ausgeblieben ist. Dies merkt er nicht daran, daß die Zahl der Heerde vermindert ist, sondern es fehlt ihm ein bekanntes Gesicht. Ebenso dienen die Farben, die Stimmen und Hörner der Rinder zur Erkennung, wenn auch nicht in dem Maafse, wie gerade das Gesicht des Rindes. Ebenso werden Schafe und Ziegen vor allem an ihren Gesichtern erkannt.

Daß diese Heerden auf die Volksverhältnisse einen mächtigen und zwingenden Einfluß ausüben, ist ganz erklärlich. Sie sind es, mit denen die Kosten für Bündnisse, für Heirathen, für Einkäufe etc. und manche religiöse Ceremonien (worüber später eingehender gesprochen werden soll) bestritten werden. Wer kein Vieh hat, gilt daher als Null unter seinen Stammgenossen. Ihr Sinn und Auge weidet sich schon von frühester Jugend auf an den Gestalten, Farben etc. dieser Thiere. Die kleinsten Jungen vergessen ihre Spiele, um über den Werth dieses oder jenes Ochsen zu debattiren. Ein Hauptvergnügen der Kinder ist es, Ochsen und Kühe in Thon nachzubilden; und darin bringen sie es zu einer großen Vollkommenheit. Kein

Wunder daher, daß ihre ganze Einbildungskraft schon von Jugend an auf diesen ihren Abgott gerichtet ist, und daß die Pflege der Heerden eine Beschäftigung ist, welche die angesehensten Männer für eine Ehre halten. Die Söhne der mächtigsten Häuptlinge müssen eine Zeit lang das Leben eines einfachen Viehhirten durchmachen. Die Häuptlinge selbst kehren von Zeit zu Zeit zu ihren Jugendbeschäftigungen zurück; besonders ist dies der Fall, wenn entfernte Weideplätze bezogen werden. So geschieht es denn oft, daß ein reicher, angesehener Häuptling Wochen lang die Aufsicht über seine Heerden führt bei höchst einfacher Kost und noch einfacherer Behausung. Der Nutzen, den die Hereró von ihren Heerden haben, ist ein ganz augenscheinlicher; die Heerden sind das Kapital und der Hauptnahrungs- und Handelszweig für die Hereró. Aber anderseits läßt sich auch nicht verkennen, daß gerade dieser Hauptreichthum des Volkes die verderblichsten Folgen für dasselbe gehabt hat; sie waren, wie wir bereits gesehen, die stete Quelle von Hader und Krieg zwischen der Hererónation und den Namaqua, sowie zwischen den einzelnen Stämmen unter einander. Eine schöne Heerde lockt in jenen Gegenden, wo der Unterschied zwischen Mein und Dein noch nicht so streng geschieden ist wie hier zu Lande, die Habgier eines andern Häuptlings, er überfällt die Hirten und führt im Triumphe die Beute heim. Repressalien folgen, und oft zieht sich eine Fehde Jahre lang fort, bis sie mit irgend einem Vergleiche oder einer entscheidenden Demüthigung des Einen oder des Anderen endigt. — Man kann es deshalb im Grunde nicht als ein Unglück für die Hereró ansehen, daß sie in Folge der unablässigen Kriege mit den Namaqua um den größten Theil ihrer Heerden gekommen sind. Denn erstens ist der Hauptgrund zu den ewigen Raufereien, wenn auch nicht ganz fortgefallen, so doch bedeutend beschränkt worden. Zweitens waren jene enormen Viehheerden eine noch größere Plage für das Land und für die dort angefangene Cultivirung desselben als die periodischen Heimsuchungen des Landes durch die Heuschreckenschwärme. Drittens endlich sind manche Eingeborene durch den Verlust ihrer Heerden gezwungen, durch Ackerbau und Erlernung von Handwerken ihr tägliches Brod zu erwerben, anstatt faullenzend von Ort zu Ort durch das Land zu wandern. Es ist also hierdurch der Cultivirung des Landes ein bedeutender Vorschub geleistet, und zwar auf der einen Seite negativ dadurch, daß die Hereró allmählich zur Arbeit gezwungen werden, und anderseits positiv durch den sittlichen Aufschwung, welcher einem Volk aus einer energischen Arbeit und geregelten Lebensweise erwachsen muß; und hierzu ist, wie gesagt, der Anfang bereits gemacht worden.

Dennoch muß man sagen, daß das Leben der Hereró mit Aus-

nahme derer, die auf den Missionsstationen wohnen und einiger weniger anderer, im Allgemeinen noch immer ein beständiges Wanderleben ist wie bei den Beduinen. Mit ihren Heerden ziehen sie von Ort zu Ort, je nach der Beschaffenheit der Weiden. Ihre Hütten, die sie auch immer mitnehmen, wenn sie weiterziehen, sind deswegen leicht, mit dünnen Stangen in hemisphärischer Form gebaut. Die Frauen sind die Baumeister. Zuerst schneiden sie eine Anzahl von 8—10 Fuß langen Stöcken und streifen auch Quantitäten Rinde von den Bäumen, welche sie in schmale Streifen schneiden und als Bindfaden brauchen. Dann werden Löcher in einem Kreise von 8—10 Fuß im Durchmesser in die Erde gegraben, und in diese die Stöcke aufrecht gestellt; darauf die oberen Enden derselben zusammengebogen, verflochten und mit dem Baumbast gebunden. Dies bildet das Gerüst. Rund herum wird nun Buschwerk hineingeflochten und angebunden, bis das Ganze eine compacte Fläche annimmt, welche mit Kuhmist in Ermangelung von Lehm bestrichen wird. An einer Stelle wird aber ein Loch, etwa $2\frac{1}{2}$ Fuß hoch und 2 Fuß breit, als Thüre gelassen, durch welche man auf allen Vieren hineinkriechen muß, wenn man in das Innere der Hütte gelangen will. Ebenso wird oben eine kleine Oeffnung gelassen, damit der Rauch hindurch ziehn kann, wenn Feuer in der Hütte angezündet wird. Da das Dach aber außerdem von der Hitze des Feuers und der Sonne sehr trocken wird und springt, legt man von Aussen, besonders zum Schutze gegen den Regen, Ochsenhäute darauf und beschwert diese mit Steinen, damit sie nicht vom Winde verweht werden. Sobald die Bewohner Luftwechsel bedürfen, ziehen sie die Felle auf die Seite, bei Nacht aber, wenn sie die Hütte recht behaglich warm zu machen wünschen, ziehen sie dieselben wieder darüber. In der Mitte der Hütte befindet sich eine gabelförmige Stütze, um das Dach zu stützen.

Die innere Ausstattung der Hütte, um auch einen flüchtigen Blick hineinzuthun, besteht aus einigen Ochsenhäuten, um darauf zu liegen oder zu sitzen, mehreren hölzernen Gefäßen und einigen Kalebasflaschen, einem thönernen Kochtopfe, der oft so groß ist, daß man wegen der kleinen Thüröffnung die Hütte theilweise abreißen muß, um ihn hineinzuschaffen. Ferner befindet sich in der Hütte ein Sack zu Erdnüssen bestimmt, ein Lederbeutel, der etwas Putz enthält, wie rothen Ocher oder Eisenerde, um sich damit zu bemalen, und ein kleiner Beutel oder eine Schildkrötenschale mit Fett oder Butter gefüllt. Vielleicht befindet sich auch ein eisernes oder ein Holzspalte-Messer dabei; alles Andere wird von den Bewohnern an ihrem Körper getragen oder im Geheimen in den Boden vergraben, damit es nicht gestohlen wird. — Wenn sie schlafen, liegt die ganze Bevölkerung der Hütte bunt durch

einander in jeder erdenklichen Lage um das kleine Feuer herum; um sich zuzudecken, haben sie nichts als höchstens einen Karofs (Pelzdecke aus Schafs- oder Schakalsfellen). Die Kinder werden, bevor sie laufen können, von der Mutter in einer Art von Ledershawl, otyivereko genannt, auf dem Rücken herumgetragen; dann läßt man sie für sich selber sorgen und sich ihren Lebensunterhalt unter den Erdnüssen, so gut sie können, suchen.

Die Kleidungsstücke, Waffen und Schmucksachen der Hereró sind sehr einfach. Männer wie Frauen bedienen sich nur eines oder einiger Schaf- oder Ziegenfelle mit oder ohne Haare, welche sie um die Lenden schlingen. Diese Felle sind, wie die Hereró selbst, meist mit dicken Massen von rothem Ocher und Fett beschmiert. Man kann dies Beschmieren mit Fett und Ocher, so seltsam und unsauber es auch erscheinen mag, nicht als eine üble Angewohnheit bezeichnen, sondern es ist für jenes Klima etwas durchaus Nothwendiges. Die Haut bleibt dadurch fortwährend geschmeidig und wird vom Staube nicht irritirt, was dort leicht häßliche und nicht ungefährliche Hautkrankheiten, Ausschläge und dergleichen nach sich ziehen würde. Ferner wird man hierdurch vor plötzlicher Abkühlung des Schweisses bewahrt. Aus demselben Grunde trägt jeder Europäer dort zu Lande eine wollene oder flanelle Jacke auf der bloßen Haut, was eine durchaus nothwendige Vorsichtsmaßregel ist. Die Hereró gehn nie ganz nackt, denn das gilt bei ihnen für durchaus unanständig. Fast jeder Hereró hat deshalb aufser jenem Felle um die Lenden ein „Karofs“ oder Felldecke, gewöhnlich aus Schaffellen und bei den Reicheren auch aus Schakalsfellen bereitet. Das Karofs vertritt zugleich die Stelle eines Mantels, Bettdecke u. s. w. Die Männer gehen gewöhnlich mit bloßem Kopfe; wenn es aber kalt ist oder regnet, haben sie eine Art Capuchon, oder richtiger ein Stück Fell, dem sie jede mögliche Form geben können, als Kopfbedeckung.

Aufser den erwähnten Pelzen tragen die Weiber eine Art Leibchen, welches aus einer Unzahl kleiner, runder Stückchen von Straußeneierschalen, die an Fäden gereiht sind, verfertigt ist. Zehn bis zwanzig oder noch mehr solcher Reihen befestigt man an einander, so daß der ganze Putz schliesslich ungefähr cylinderförmig anzusehn ist. Mehrere Stunden dauert es oft bis dieses Kleidungsstück über Kopf, Arme und Brust gestreift ist. Uebrigens dient diese Tracht mehr zur Zierde als zur nothwendigen Bekleidung. Eigenthümlich ist die Kopfbedeckung verheiratheter Frauen. Sie ist recht malerisch und an Gestalt und Aussehen einem Helme nicht unähnlich. — Die Knaben laufen gewöhnlich ganz nackt, die Mädchen dagegen tragen eine Art kurzer

Schürze, an der eine Menge feiner Streifen herabhängen, die mit Eisen- und Kupferkügelchen verziert sind.

Die Männer tragen wenig Schmuck und überlassen ihn fast ganz ihren Frauen und Töchtern wie bei uns zu Lande. Dagegen halten sie viel auf eine Unzahl feiner Lederriemchen, die zusammengeflochten einen Theil ihrer Bekleidung ausmachen, indem sie dieselben nachlässig aber nicht ohne Geschmack um ihre Hüften schlingen. An diesen Riemen, die oft 100 Fufs lang sind, befestigen sie ihre Kirri's oder Keulen. — Die vermögenden Hereró tragen als Schmuck auf ihren Pelzen grobgearbeitete Eisen- und Kupferkügelchen von verschiedener Gröfse. Jeder Häuptling legt eine besondere Perlschnur, die hauptsächlich aus Eisenperlen besteht, und woran man seine Häuptlingswürde erkennt, als Kette um den Hals. Die reicheren Hereró tragen auch eine lange Schnur von Elfenbeinkugeln, die sie wie eine Halfter umlegen. Sie baumelt vom Nacken den Rücken herunter bis zur Erde hinab. Die Gröfse dieser Kugeln, welche sehr sorgfältig gearbeitet sind, geht von der eines Billardballes bis zu derjenigen einer Haselnuß herab. Dieser Schmuck wird „oruhumba“ genannt.

Weiber, welche die Mittel dazu haben, tragen eine große Menge Eisen- und Kupferringe um die Handgelenke und die Fußknöchel. Gold und Messing hat wenig Werth bei ihnen, einen um so höheren aber das Eisen.

Als Fußbedeckung tragen die Hereró ganz schlichte und einfache Sandalen, d. h. blos die Männer. Merkwürdigerweise aber gebrauchen die Hereró ihre Sandalen nie beim Gehen auf Reisen, sondern blos, wenn sie zu Hause in Ruhe und Unthätigkeit sind. Ehe ein Hereró die Wohnung eines anderen betritt, legt er jedesmal zuvor nach orientalischer Sitte an der Schwelle seine Sandalen nieder.

Die Bewaffnung der Hereró besteht aus Assagai's oder Speeren, Kirri's, Bogen und Pfeilen; sehr viele haben jetzt auch Schießgewehre. Manche tragen auch einen selbstfabricirten Dolch in einer ledernen Scheide bei sich.

Die Spitze der Assagai's ist von Eisen, sehr breit und wird gewöhnlich sehr blank gehalten. Das Eisen ist weich, so daß die Spitze sehr leicht geschliffen und ausgebessert werden kann, wenn sie sich abgenutzt hat. Der Stiel ist manchmal auch von Eisen, noch öfter aber von Holz und gewöhnlich ziemlich am Ende mit dem Büschel eines Ochsenchwanzes versehen. Seiner Breite wegen ist der Speer recht gut zur Stosswaffe, der Schwere wegen nicht recht zum Werfen geeignet. Man benutzt diese etwas unbeholfene Waffe meist als Messer.

Sie ist zwar ein ungeschickter Stellvertreter desselben, kann aber dennoch als solches gebraucht werden.

Der „Kirri“, aus eisenhartem Holz oder Rhinoceroshorn, ist eine Lieblingswaffe der Hereró, die sie mit großer Geschicklichkeit führen, und mit der sie mit größter Sicherheit Vögel in der Luft und kleine Vierfüßler, wie Hasen, im vollen Laufe erlegen. In einer geübten Hand ist der Kirri eine furchtbare Waffe, da ein einziger wohlgezielter Wurf oder Schlag den stärksten Mann zu Boden zu strecken vermag. Verfolgt der Hereró einen Feind und hat einen Kirri bei sich, so wird ihm der Flüchtling selten entgehen, denn aus weiter Entfernung schmettert er denselben mit dem Kirri zu Boden.

Bogen, Pfeil und Köcher sind zwar die beständigen Begleiter des Hereró, aber sie sind in seinen Händen nicht so wirksam, wie sie es sein könnten; ein Hereró wird selten ein vollendeter Schütze mit Bogen und Pfeil. Etwa auf 30—40, höchstens 50 Schritt schießen sie sicher, aber in größerer Entfernung vermögen sie wenig. Dies ist um so mehr zu verwundern als die Hereró mit Flinten ausgezeichnet sicher schießen. — Jeder Hererókrieger schmückt sich, wenn er in den Krieg zieht, mit einem besonderen Kriegsschmuck, bestehend aus einem Straußenfederbüschel, welcher auf dem Kopf befestigt wird und dem Krieger ein sehr martiales Aussehen verleiht. — Einen Dolch, wie gesagt, trägt fast jeder Hereró in einer ledernen Scheide an den Lenden. Den Dolch gebraucht man aber höchst selten als Waffe, sondern mehr zum Schlachten (was übrigens auch mit dem Speer geschieht) und zu Holz- und Lederarbeiten.

Die hauptsächlichste Nahrung der Hereró besteht nicht, wie man meinen sollte, aus Fleisch, sondern aus Milch, welche jedoch seltener süß, sondern gewöhnlich sauer und in einem Kalebas gerüttelt, genossen wird. Es ist dies übrigens eine außerordentlich nahrhafte Speise, bei welcher man ohne alle sonstige Zukost sehr gut leben kann. Die Hereró trinken oder essen ihre Milch immer aus einem und demselben Holztopfe, der niemals ausgewaschen wird, sondern den man höchstens dann und wann von Hunden reinlecken läßt. Dies geschieht in Folge eines Aberglaubens. Denn die Hereró glauben fest, wenn man die Holzöpfe mit Wasser oder anderswie reinigte, dann würden die Kühe keine Milch mehr geben.

Mit Ausnahme von erlegtem Wilde essen die Hereró sehr wenig Fleisch, denn Hornvieh schlachten sie selten, und das geschieht auch fast nur bei Hochzeiten, bei Geburtsfestlichkeiten, was man bei uns Kindtaufen nennen würde, bei Begräbnissen, bei der Beschneidung von Knaben und einigen anderen religiösen Ceremonien und politischen Festlichkeiten. Hierüber aber anderen Ortes ein Näheres. — Die ver-

armten Hereró, welche keine Milch, um davon zu leben, haben, leben von Erdnüssen oder Saunüssen, die das Aussehen und die Gröfse von wilden Kastanien haben und in Asche geröstet sehr wohlschmeckend sind, doch mufs man sie in grofsen Quantitäten essen, um satt davon zu werden. Auch Wurzeln und wilde Zwiebeln oder Oentjes, die ebenfalls in Asche gebacken einen guten Geschmack erhalten, dienen als Lebensmittel. — Nicht selten jagen die Hereró des Nachts mit Feuerbränden in den Händen dem Löwen seine Beute ab und lassen sie sich selbst wohl schmecken. Ein ganz merkwürdiges Nahrungsmittel bei den Hereró wurde bereits in der Abhandlung über „das Land der Ovahereró“ erwähnt, nämlich der Gummi von der *Acacia horrida*. Er quillt in sehr grofsen Quantitäten aus dem Stamme dieses Baumes hervor und hat einen sehr angenehmen süfsen Geschmack. Verschiedene Arten Beeren, die auf Sträuchern wachsen, einige Pilzarten und wilder Honig und besonders auch Heuschrecken dienen den Eingeborenen zur Speise.

Die Hereró sind auch leidenschaftliche Raucher. Eine Art und Weise bei ihnen, zu rauchen, ist sehr merkwürdig und unterscheidet sich sehr von der bei den Hindu's, Mohamedanern und Europäern üblichen Methode. Anstatt einfach den Rauch einzuziehn und dann durch den Mund oder die Nase herauszulassen, verschlucken sie ihn oft absichtlich. Dieses Verfahren ist zu merkwürdig, als dafs wir ohne Weiteres darüber hinweggehn könnten. Man giefst, um den Rauch abzukühlen einiges Wasser in ein grofses Antilopenhorn von mehreren Fufs Länge. Eine kurze Thonpfeife, die entweder mit Tabak, oder wenn dieser nicht ausreicht, mit einer Mischung von Tabak und trockenem Kuhmist oder Dacha- (wildem Hanf-) Blättern gefüllt ist, wird fast am äufsersten Ende in das Horn gesteckt, wo sich ein Loch befindet, welches mit der inneren Höhlung in Verbindung steht. Während die grofse Oeffnung am Horn zugestopft ist, ist durch die äufserste Spitze ein Loch bis in die innere Höhlung hineingebohrt und an dieser Oeffnung wird beim Rauchen gezogen. Mit der in dieser Art construirten Pfeife setzen sich die Anwesenden in einen Kreis und beobachten feierliches Stillschweigen. Wenn der Häuptling sich dabei befindet, thut er den ersten Zug aus der Pfeife. Sobald ein solcher Rauchclub seine Beschäftigung angefangen hat, scheint jedes Mitglied allen Sinn für die Aussenwelt verloren zu haben und überläfst sich ganz dem Genufs. An demjenigen, der den Rauch verschluckt, während die Pfeife unter tiefstem Stillschweigen durch den Kreis wandert, werden die Folgen davon bald bemerkbar. Er verzerrt das Gesicht, die Augen werden gläsern und ausdruckslos und nach einiger Zeit liegt der Raucher der Länge nach auf dem Boden. Jetzt giefst man

Wasser auf ihn, reißt ihn gewaltsam am Haar und schlägt ihn ohne Umstände mit der Hand auf den Kopf. Alle diese, freilich unangenehmen Manipulationen haben gewöhnlich den Erfolg, daß der Betäubte nach einigen Minuten wieder zu sich kommt. Man hat indess auch Fälle, daß der mit dem giftigen Qualm angefüllte Raucher auf der Stelle todt blieb. Uebrigens rauchen die Herero gewöhnlich aus hübschen, zierlich gearbeiteten Thonpfeifen mit Rohrstielen, und zwar ohne den Rauch zu verschlucken.

Trotzdem, daß die Hereró sehr viel mit ihren Wohnsitzen wechseln, was freilich nicht aus Wanderlust, sondern stets aus irgend einem localen Grunde geschieht, ist dennoch die Liebe zur Heimath und zum Grund und Boden bei ihnen, wie nur bei irgend einem andern afrikanischen Volke sehr stark ausgeprägt. Auf dem heimathlichen Boden, dem sie mit wahrhaft rührender Liebe zugethan sind, erscheinen die Hereró als ein munteres und sorgenloses, aber nicht leichtsinniges Volk, das an Gesang und Unterhaltung, an Musik und an Schaugepränge seine kindliche Freude hat. — Dabei ist jedoch das einzige musikalische Instrument, welches sie besitzen, ihr langer Bogen. Sie binden ein dünnes Stück Lederriemen um die Sehne und den Griff, etwa in der Mitte des Bogens und schnüren sie fest an einander, bis sie sich beinahe berühren. Dadurch wird natürlich die Bogensehne ganz straff angespannt. Während nun der Musikant mit einem Stöckchen an die gespannte Bogensehne schlägt, hält er den Bogenriff horizontal mit der anderen Hand bald gegen die Zähne, bald hält er ihn mit den Zähnen selbst, indem er die Lippen abwechselnd an den Griff preßt und, um ihn nicht zu berühren und hellere Töne zu erzielen, wieder zurückzieht, was natürlich stets die furchtbarsten und komischsten Grimassen verursacht. Ferner hält der Virtuose den Bogen nicht nur an einer, sondern an verschiedenen Stellen (bald in der Mitte, bald am Ende) gegen die Zähne und mit denselben. Durch das beschriebene Manöver weiß er die verschiedensten Töne, auch *crescendo* und *minuendo*, *forte* und *piano* dem Bogen zu entlocken. Um einen solchen Spieler herum lagern sich unter einer gewaltigen Giraffenakazie oder im Schatten der Mimose in den Nachmittags- und Abendstunden eine Menge Zuhörer, die Bewohner des Dorfes. Ein guter Praktiker kann mit seinem Spiel eine große Wirkung hervorrufen. In allen Stücken tritt aber die Melodie gegen den Rythmus sehr in den Hintergrund. Mit ihrer Musik ahmen sie hauptsächlich das Galopiren und Traben der verschiedensten Thiere, und zwar mit großer Vollendung, nach. Das plumpe Geplärr des Pavians ist das Meisterstück, und wenn es gut ausgeführt wird, bricht die ganze

Corona in ein brüllendes Gelächter aus. — Die Hereró lieben sehr den Gesang, doch singen sie nicht zusammen im Chor. Dagegen werden Soli's bei ihren Liedersingereien und zwar gleich aus dem Stegreif gesungen, indem der Sänger Text und Melodie zugleich erfindet. Bisweilen fällt dabei der Chor brummend und des Sängers Worte wiederholend ein.

Vor allen Dingen liebt der Hereró Erzählungen, die ebenfalls bei solchen gemüthlichen Abendversammlungen von einem Erzähler erfunden und vorgetragen werden. Die Art und Weise und der Inhalt solcher Erzählungen ist sehr charakteristisch. Angenommen, Einer will zeigen, wie die Feuerwaffen oder der Branntwein von Europa nach Afrika gekommen sind, so hält es der Erzähler, um diesen Zweck zu erreichen, der Mühe werth, möglichst weit auszuholen und in allerlei Nebenumständen und Vorbereitungen sich zu ergehen, ehe er zur eigentlichen Pointe kommt. Es tritt diese Eigenthümlichkeit des Erzählens besonders bei den Fabeln und Märchen hervor, von denen manche so lang ausgesponnen werden, daß der Erzähler eine oder gar zwei Stunden damit ausfüllt, und wenn man dann auf den Schluß gespannt ist, verläuft der Strom der Erzählung gewöhnlich im Sande, weil die Phantasie des Vortragenden zu Ende ist, und derselbe meist schon längst vergessen hat, worauf er ursprünglich mit seiner Erzählung hinauswollte. Er hat mit seiner Erzählung vielleicht nur darthun wollen, warum der Schakal gerade so heult, wie er heult, und nicht anders.

Ueber die allgemeine Verfassung der Ovaheréro ist wenig zu sagen. Ein gemeinsames Oberhaupt haben sie nicht und scheinen niemals unter einem solchen gestanden zu haben. Dagegen sind sie in eine Menge größerer und kleinerer Stämme von mehreren hundert bis einigen tausend Seelen getheilt, und jeder Stamm ist für sich vollständig unabhängig und steht den übrigen durchaus gleichberechtigt zur Seite. Trotz dieser Zersplitterung fühlen die einzelnen Stämme ihre Zusammengehörigkeit in dem stark entwickelten Bewußtsein, zu einer und derselben Nation zu gehören. Obwohl die einzelnen Stämme durchaus nicht durch gemeinsame Institutionen in Beziehungen zu einander gesetzt sind, kann man durchaus nicht sagen, daß sie als ganz bestimmt abgegränzte Corporationen einander gegenüberstehen. Dazu ist das gemeinsame Nationalgefühl der Hereró zu stark, und so kann es oft vorkommen, daß Unterthanen eines Häuptlings aus den verschiedensten Motiven ohne besondere Veranlassung ein anderes Oberhaupt ausersehen, indem sie zu einem anderen Stamme übergehen; und dieser Freizügigkeit sind durchaus keine Schranken gesetzt. Aufser-

dem aber ist durch das Kastenwesen ein bedeutungsvoller innerer Wechselverkehr zwischen den verschiedensten Stämmen hergestellt. Doch hierüber wird anderen Ortes ausführlicher die Rede sein.

Die Organisation und Verfassung der einzelnen Stämme ist eine sehr einfache. An der Spitze eines jeden Stammes steht ein Häuptling, von den Hereró „Omuhóna“ genannt: dieser Titel kommt ausschließlich dem Häuptling zu. Jeder Stamm besteht aus einer mehr oder minder großen Anzahl Dörfer, von denen das Hauptdorf, in welchem der Häuptling oder Omuhóna seine Residenz hat, „Ohoná“ genannt wird. Die übrigen kleineren Dörfer, die alle mit einem Dornverhau umgeben sind zum Schutze für das Vieh, welches Abends in die Dörfer hineingetrieben wird, heißen entweder „Ongandá“ oder „Ozohámbo.“ (Das *z* ist zu sprechen wie das weiche englische *th* in dem Artikel *the*.)

Die Verfassung der Hereró innerhalb der einzelnen Stämme kann man eine patriarchalische nennen, ähnlich wie bei den Beduinen. Obwohl aber der Häuptling unumschränkter Herr über Leben und Eigenthum aller seiner Unterthanen ist, so ist doch seine Macht durch das Herkommen beschränkt, und da jeder seinen Häuptling verlassen und sich einem andern anschließen kann, so ist dies mit ein Motiv bei den Häuptlingen, nicht zu streng gegen ihre Unterthanen zu verfahren. Im Ganzen jedoch hängt die Stellung und die Machtvollkommenheit bei jedem Häuptling von seiner eigenen Persönlichkeit ab. Ein energischer, kraftvoller Häuptling braucht derartige Rücksichten, wie sie oben angedeutet wurden, nicht zu nehmen. Die Verfassung bei den Namaqua dagegen ist eine ganz andere als bei den Hereró; man könnte sie eher eine republikanische nennen. Kein Namaqua-häuptling hat die höchste Gewalt in seinem Stamme, wenigstens formell nicht. Die Namaqua als höchst zähe Republikaner bestehn darauf, daß ein Rath der Aeltesten endgültig Alles, was von dem Häuptling vorgeschlagen wird, prüft und nach Gutdünken bestätigt oder verwirft. Selbst Jonker Affrekander, der oben mehrmals erwähnt wurde, zu seiner Zeit der mächtigste und einflußreichste Mann im ganzen Namaqualande, mußte sich dieser Form unterwerfen. Nur bei Vorfällen von großer Bedeutung soll er sich der Berathungen mit den Aeltesten des Stammes entzogen haben.

Beim Tode eines Hereróhäuptlings geht seine Würde und sein Reichthum, oder die Erbfolge nicht immer auf seinen ältesten Sohn über, sondern oft auf den Sohn seiner Schwester. Bei der Theilung seiner Habe ist der Schwestersohn meist der Haupterbe, eine Sitte, die sich in Afrika bei mehreren Völkern wiederholt.

Wir können hier, wo von der Verfassung und Organisation der

Hererostämme die Rede ist, zum Schluss eine Bemerkung über die Entstehung einzelner Stämme hinzufügen. Es ist nämlich bemerkenswerth, wenn es auch sehr selten vorkommt, dass in Folge einer eigenthümlichen Landessitte sich im Laufe der Zeit neue Stämme bilden können. Da die Hereró Nomaden sind, wird das ganze Land von ihnen als gemeinsames Eigenthum betrachtet, es gehört deshalb Allen und doch Keinem. Da aber aus diesem Grunde leicht Streitigkeiten zwischen verschiedenen Stämmen um einen bestimmten District oder eine Weide oder Quelle entstehen könnten, hat sich zur Verhütung solcher Fälle folgender fester Brauch ausgebildet. Wenn sich nämlich ein Stamm oder auch nur ein einzelner Hereró (und auf diesen letzteren Fall kommt es uns an) zuerst an einer Quelle niederlässt, so wird er als der alleinige rechtmäßige Eigenthümer des Wassers und des dazu gehörigen Weidegebietes angesehen, so lange es ihm gefällt dort zu verweilen, und Niemand wird sich erlauben, sich an derselben Stelle niederzulassen, ohne vorher die Erlaubniß des Eigenthümers eingeholt zu haben. Ertheilt nun ein solcher Quellbesitzer auch Anderen die Erlaubniß, sich bei seiner Quelle niederzulassen, so werden diese Hinzugekommenen, außer wenn es ein ganzer Stamm ist, fortan Unterthanen des Quellbesitzers und dieser wird ihr rechtmäßiger „Omuhóna“ oder Häuptling. Wie aber gesagt, kommen solche Fälle höchst selten vor, um so mehr aber ist es zu verwundern, dass die Hereró mit Fremden, die sich auf diese Weise in ihrem Lande etabliren, keine Ausnahme zu machen scheinen. Der Missionar Hugo Hahn wurde ohne sein Wissen und Wollen auf die eben geschilderte Weise Omuhóna eines Stammes. Dies ist freilich der einzige derartige Fall, der uns bekannt geworden ist.

Die Hereró gehören zur Negerrace, obwohl sie selten die charakteristischen Grundformen der Neger in ihrer Physiognomie haben, auch haben sie nicht die dicken Lippen, die man den Negern zuschreibt. Die meisten zeigen eine auffallend kaukasische Gesichtsbildung, und wer sich an ihre dunkle Hautfarbe und das krause Haar gewöhnen kann, der wird sehr viele wirklich hübsche Leute unter ihnen finden. Die Hereró sind im Allgemeinen lang, zierlich gebaut, muskulös und vollkommen aufrecht. Ihr Kopf ist gut zurückgeworfen und ihr üppiges, wolliges Haar um die freie Stirn wohl gebäuft. Ihre Züge sind meistens schön geformt, doch ist der Ausdruck oft mehr oder minder roh, was bei ihrer ganzen Lebensweise nicht sehr zu verwundern ist. Ihr Körper glänzt von Fett oder Butter mit rothem Ocher vermischt, was, wie schon oben bemerkt, als Präservativmittel für die Haut dient. Die der reicheren Klasse Angehörenden sind sehr gut, wenn auch einfach, aufgeputzt und bieten auf ihren Speer oder Bogen ge-

stützt, mit dem Köcher auf dem Rücken einen imponirenden, fast bildsäulartigen Eindruck¹⁾. Andersson beschreibt die Hereró mit folgenden Worten: Im Allgemeinen sind die Hereró ein schönes Volk, und es ist gar nicht selten, daß man unter ihnen Leute von sechs Fufs und mehreren Zoll Länge findet, die in jeder Hinsicht wohl proportionirt sind. Ihre Angesichter sind ebenfalls schön und regelmäfsig, und manche können als wahre Muster menschlicher Schönheit gelten. Ihr Wesen und Leben ist angenehm und ausdrucksvoll. Aber obgleich sie äufserlich sehr kräftig aussehen, können sie doch im Allgemeinen in dieser Beziehung keinen Vergleich selbst mit mäfsig starken Europäern aushalten. (Wir bemerken hier, daß in der letzteren Aeuferung wohl zu viel gesagt ist, und daß die Hereró bei körperlichen Arbeiten sowie auf anstrengenden Reisen sich als sehr ausdauernd bewähren.) Ihre Augen sind schwarz und haben einen sanften Ausdruck. Die Hautfarbe ist dunkel, obwohl sie nicht ganz schwarz ist.“ — Es ist hier hinzuzufügen, daß in der Hautfarbe einige Abstufungen und Unterschiede zu bemerken sind. Die Hereró selbst machen einen Unterschied zwischen „Ovathorondú“, Schwarzen und „Ovatherandú“, Rothen. Zu den Ovathorondú gehören im Allgemeinen die eigentlichen Hereró, zu den Letzteren, den Ovatherandú, gehören dagegen im Grofsen und Ganzen ihre Brüder und Stammesverwandten, die Ovambandyerú. Doch läfst sich dieser Unterschied nicht striete durchführen.

Im Hererólande kommen auch, wenn auch selten, Albinos vor; wir selbst haben nur einen gesehen. Uebrigens werden alle Kinder fast ganz weifs und mit ziemlich langen, schlichten schwarzen Haaren geboren. Die Farbe verändert sich aber in den ersten Wochen und das schlichte Haar fällt bald aus und an seine Stelle tritt dann das krause.

„Die Frauen sind,“ nach Anderssons Beschreibung, „meist fein und symmetrisch gebaut, mit vollen, runden Formen und sehr kleinen Händen und Füfsen. Ihr unsicheres Leben aber und der beständige Aufenthalt unter einer brennenden Sonne u. s. w. ist der Grund, daß ihre Schönheit bald verschwindet, und in vorgerücktem Alter werden sie oft die abscheulichsten und häfslichsten Wesen, die man sich denken kann.“

Ganz grundverschieden von den Hereró sind die Namaqua in ihrem Aeuferen. Sie haben eine ziemlich hellgelbe Farbe, so daß der von der Sonne verbrannte Europäer oft noch dunkler als viele unter ihnen aussieht. Sonst aber sind die Namaqua die häfslichsten

¹⁾ Fast mit denselben Worten beschreibt der bereits erwähnte Galton die Hereró, doch fügt er, da er kein besonderer Freund derselben ist, Einiges hinzu, was nicht der Wirklichkeit entspricht und deshalb hier fortgelassen ist.

Menschen, die man sich auf dem Erdboden denken kann. Man stelle sich nämlich ein mittelmäßig großes Individuum vor, von schmutzig gelber Hautfarbe, mit kleinem, rundem Kopfe und eingedrückter Stirn, mit kleinen, stechenden, schwarzen, stets unruhigen Augen, platter, kaum sichtbarer Nase und weit aufgerissenen Nasenlöchern, hervorstehenden Backenknochen, mit spärlichen wolligen Haaren auf dem Kopfe, und man hat einen leibhaftigen Hottentotten oder Namaqua vor sich. Um sie jedoch für so viel Häßlichkeit einigermaßen zu entschuldigen, hat die Natur ihnen die allerniedlichsten, kleinsten Hände und Füße gegeben, welche die elegante Welt sich nur wünschen könnte.

Die Kleidung des Namaqua besteht aus ledernen selbstfabricirten Mocassins, einer Lederhose, Lederjacke (ebenfalls eigene Fabrikate), einem Filz-, Stroh- oder Lederhute mit herabhängender Krämpe. Ferner trägt der Namaqua stets ein Messer, eine Zunderdose und einen Stahl zum Feuerschlagen nebst dem dazu gehörigen Feuersteine, ein Stück Tabak oder Dacha (wilden Hanf) bei sich. Ist der Namaqua mit allen diesen Gegenständen versehen, so dünkt er sich reich wie ein König.

Da die Namaqua, wie die Hereró, Nomaden sind, führen sie dieselbe unregelmäßige Lebensweise wie diese. Viele Tage streifen sie umher ohne hinreichende Nahrung. In solchen Hungerszeiten wird der Schmachriemen um den Leib gebunden und ein Knoten über den Magen gedreht, dessen Druck den Heißhunger in Ermangelung besserer Mittel mäßigen muß. Dann verschlingen sie wieder, wenn sie im Besitz von Nahrungsmitteln sind, eine ungeheure Mahlzeit, welche fast für die ganze nächste Woche vorhalten muß. Dann, ohne Speise irgend einer Art zu genießen, trinken sie einige Tage hindurch bloß stark berauschendes Honigbier von eigenem Fabrikat oder Branntwein, wenn sie es haben können, betäuben sich durch Dacha, der die Gesundheit zerrüttet und wie das Opiumrauchen entnervend auf den Körper einwirkt, bringen den größeren Theil der Nacht schlaflos mit Geschwätz, Tanz, Lärm und Unfug zu. Eine bessere Darstellung des *dolce far niente* kann man nirgends finden als in den Binsenhütten der Namaqua und in ihren Dörfern. Denn den ganzen Tag thun sie fast gar nichts, aufser, wenn die größte Noth sie bedrängt, sondern liegen träge umher in oder vor ihren Binsenhütten, indem sie abwechselnd schlafen, rauchen oder auf einer Kalebasvioline stundenlang einige monotone Töne fiedeln. Dabei ist nicht zu läugnen, daß die meisten Namaqua ein großes musikalisches Talent besitzen. Kann der Namaqua eine Geige erlangen, so wird er in kurzer Zeit ein Virtuose, so daß er oft ein Stück, welches er nur einmal gehört hat, mit der

bewundernswerthesten Präcision und dem entsprechenden Ausdrücke wiederholen kann.

Reich ist der Namaqua, wenn er ein altes Gerippe von Ochsenwagen besitzt, dessen Räder und Speichen der besseren Haltbarkeit wegen mit Riemen durchflochten sind. Mit 12 bis 20 Ochsen davor (möglichst alle von derselben Farbe, denn so liebt es der Namaqua) werden rüttelnd und krachend, als ob der Wagen jeden Augenblick zusammenstürzen könnte, ungeheure Strecken durch sandige Wüsten und über Berg und Thal etc. zurückgelegt. Natürlich geht es nach Schneckenart. Gewöhnlich ist der Wagen ziemlich schwer mit allerlei Artikeln beladen, die sie in der Kapcolonie absetzen, weil sie im eigenen Lande schlechten Markt dafür haben. Die Handels- oder Tauschartikel bestehen hauptsächlich aus Fellen verschiedener Antilopenarten, Rhinocerosfellen und Peitschen aus diesem Stoffe, sogenannten „Sambocks“; ferner aus Springbockmatten, Schakalspelzen und großen Stücken Serpentin, weichem, marmorirtem Seifenstein, der mit Leichtigkeit auch von den Eingeborenen in allerlei Formen geschnitten, aber vorzugsweise zu Pfeifenköpfen und Cigarrenspitzen (woher auch die Bezeichnung „Pfeifenstein“) verarbeitet wird, endlich aus Straußenfedern, Ochsen-, Antilopen und Rhinoceroshörnern etc. — Die Fracht vertauschen die Namaqua gegen Bagatelle, z. B. für Pulver und Blei, besonders aber für Tabak und Branntwein; die beiden letzteren Artikel werden von ihnen besonders leidenschaftlich gesucht. Die Branntweinsucht der Namaqua ist so notorisch, daß sie in der Kapcolonie sprüchwörtlich geworden ist. Für einen Schnaps, sagt der Kapländer, ist der Namaqua jederzeit dienstfertig; für eine Flasche Branntwein reitet er die ganze Nacht Courier, verkauft sein Weib und begeht einen Mord¹⁾.

¹⁾ Diese Skizze von den Namaqua haben wir zum Theil frei nach Kretzschmar gegeben, wobei aber auch manches aus demselben Grunde, der vorhin in Betreff Galton's angeführt wurde, fortgelassen werden mußte.

(Schluß folgt.)
